

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 3.

Jährlich 24 Doppelstummeln in Heften
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 1. Februar 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Gabriele.

Novelle von Otto Noquette.

(Fortsetzung.)

Zwischen hatte Horst einer anderen Gruppe Einiges über Athen erzählt. Aber nach zehn Minuten holte die Gräfin ihn auch von hier ab, um ihn einem alten Oberstammerherrn aus irgend einem Grunde zu präsentiren. Der Mann war sehr schwerhörig und Horst höchst ärgerlich, daß, während er die Stimme stark erheben mußte, um sich verständlich zu machen, man sich von allen Seiten aufmerksam näherte. Dreimal hatte er das Wort „Hissarlik“ bereits förmlich schreien müssen, als der alte Herr entgegnete: „Habe von ihm gelesen, er war ja wohl ein Compagnon von dem, — dem — dem Schliemann?“

Horst wurde von der Gräfin erlöst, welche seinen Arm nahm, um ihn dem amerikanischen Gesandten vorzustellen.

„Nein, nicht weiter, Frau Gräfin!“ rief er. „Wenn Sie es darauf abgesehen hätten, mich für ein Verbrechen abzustrafen, so konnten Sie nicht gründlicher verfahren! Dieser Menschentrödel ist zum Verzweifeln langweilig und oberflächlich!“

Gabriele lachte. „Nun, weiß Gott, Sie sind aufrichtig!“ rief sie. „Aber ich will Sie nicht strafen, oder Ihnen schaden, sondern Ihnen nützen! Es giebt für die Beurtheilung auch noch andere Gesichtspunkte —“

„Ja, schätzen Sie denn diese Gesellschaft?“ fiel Horst ihr in die Rede.

„Nicht im Geringsten!“ entgegnete sie ruhig. „Sie hören, ich bin auch aufrichtig. Doch ich brauche solche Leute.“

„Wozu denn aber?“

„Zum Studium, — wenn auch nicht immer der guten oder anregenden Gesellschaft.“

„Aber wie kommen Sie dabei über die Lange- weile hinweg, Gräfin?“

„Das ist bei Unsereinem nicht so schlimm, wie bei Euch Gelehrten! Wer weiß, wie es mir erginge, wenn ich einen ganzen Abend lang von griechischen Inschriften hören müßte, — obgleich ich aufrichtigen Respekt vor solchen Dingen habe. Sie freilich haben keinen Respekt vor dem Material zu meinen Studien, — ich auch nicht, aber vielleicht respectiren Sie künftig einmal den Erfolg meiner Studien.“

„Wie darf ich das verstehen?“

„Es giebt in Rußland, oder in Asien, oder sonst wo, wilde Völkerschaften, welche ihre Götzen ordentlich mit Ruthen streichen und hauen, wenn sie ihre Gebete nicht erhört haben oder ihnen sonst nicht zu Willen gewesen sind. Trotzdem behalten sie ihre Fetische, oder wie man das sonst nennt, ganz getrost, weil sie dieselben doch noch brauchen zu können glauben, und — weil sie sonst nichts an ihre Stelle zu setzen haben. Wie ich mit meinen Götzen verfare, das wird Ihnen einst klar werden.“

„Für den Augenblick sind mir Ihre Worte freilich noch sehr dunkel.“

„Das ist mir ganz recht so. Wenn Sie denn also nicht weiter vorgestellt zu werden wünschen, so haben Sie nur noch ein freundschaftliches Opfer zu bringen, nämlich einmal mit mir herum zu tanzen. Beim nächsten Walzer holen Sie mich zu einer Extratour!“ Sie verließ ihn, um den Pflichten der Wirthin nachzugehen.

Arno schüttelte den Kopf über Gabrielens Art und Weise, die er immer unverständlicher fand, obgleich er für den Glanz ihrer Erscheinung nicht blind war. Gern hätte er die Gesellschaft verlassen, aber er blieb, aus Rücksicht für Gisela, welche tanzte und sich dabei sehr gut zu unterhalten schien.

Wie reizend sah sie aus! Mit wie fröhlichem Lächeln warf sie ihm beim Vorübergehen hin und wieder einen Blick zu! Als er selbst sie einmal, seinem Versprechen

gemäß, durch die Reihen geführt und sie gefragt, ob sie zufrieden sei, hatte sie freilich geantwortet: „Die Herren Tänzer reden recht wunderliches Zeug!“ So ganz zufrieden fühlte sich Gisela doch nicht, obgleich sie tanzte und tanzte. Das Gefühl des Fremdseins in diesem Kreise blieb ihr, zumal die jungen Herren ihre Gespräche von Voraussetzungen herleiteten, die ihr unbekannt waren. Als Lambert von Zastrow sie dann holte, freute sie sich, nun einmal freier reden zu können. Aber sie täuschte sich sehr, seine Nähe wurde ihr sogar unangenehm. Er sagte ihr mehr schöne Dinge, als sie jemals gehört hatte, und versicherte wiederholt, er werde sie malen. Er brauche Schönheiten, um seinen Ruf zu begründen! Endlich war auch dieser Tanz, welcher Gisela länger als alle übrigen erschien, vorüber, und sie trat zum Walzer an mit einem blutjungen Lieutenant,

der erst vor Kurzem aus dem Kadettenhause gekommen war. Freiherr Guido von S. fühlte sich eigentlich ebenso fremd im Saale, wie Gisela, und feierte in Gesellschaft seiner Mutter seinen ersten Ball. Zu sagen hatte er so gut wie nichts, dafür lächelte er verlegen freundlich; aber er tanzte gut, und so ließ sich Gisela seine schweigende Gesellschaft gefallen. Um so lebhafter flogen die Bruchstücke der Ballunterhaltung von allen Seiten an ihr Gehör: von dem überfahrenen Affenspieler der Baronin P., dem entzückenden, armen Geschöpf; von der fürstlichen Saujagd und dem Schnipfelreiten des Jockey-Clubs; daß Rittmeister N.'s Agrippina gestürzt sei, Fräulein von B. aber, die kühne Amazone, die erste beim Galali gewesen sei. Dann wieder hörte sie Lachen über einen gelungenen Witz aus den „Fliegenden Blättern“, bis plötzlich eine Bassstimme, wie tiefes



Junggesellen-Leiden. Von D. Goldmann. — Siehe Seite 23.

Summen, das Wort „Götterdämmerung“ aussprach. Schnell aber wurde es abgelöst durch den im Clarinetton näselnden Freudenschrei: „Mikado, — ach himmlisch! Meine Lieblings-Oper!“

In diesem Augenblicke tanzte die Wirthin des Hauses mit Horst vorüber. Sie waren fast allein auf dem Plan und Aller Augen auf sie gerichtet. Gisela war so erfreut darüber, daß sie die Bewegung des Händeklatschens machte, worin ihr Tänzer ihr sofort nachahmte. Da vernahm Gisela hinter sich zwei Männerstimmen. „Ein schönes Paar, ganz recht. Was früher nicht vereinigt werden konnte, findet sich jetzt wohl ohne Schwierigkeit.“

„Wie das? Früher nicht —?“

„Die Gräfin war als junges Mädchen verlobt mit ihm, — die Sache ließ sich damals nicht machen. Jetzt ist sie Witwe, es liegt also nichts mehr im Wege.“

„So, so! Nun, seine Bevorzugung zeigt sie der Gesellschaft ganz offen. Sie weiß demnach vorzubereiten und einzuleiten! Wenn sie noch will, wie es scheint, wird er nicht Nein sagen. Eine so schöne und so reiche Frau! Aber, — ist er nicht bürgerlich?“

Die Musik brach plötzlich ab, und der Walzer war zu Ende. Gisela war von dem, was sie vernommen, so im Innersten aufgeschreckt und ergriffen, daß es ihr gleich war, wohin ihr Tänzer sie führte. Sie glaubte zu schwindeln und suchte nach Gabrielen's Gesellschaft, um sich ihren Arm auszubitten. „Was haben Sie, liebes Kind?“ fragte die Dame besorgt. „Ich weiß nicht, — ich habe wohl zu viel getanzt, — mir ist ganz wirr!“

„Kommen Sie mit mir aus dem Saale! Es ist auch wirklich sehr warm hier.“ Die Dame führte Gisela durch den Gang in ihr eigenes Zimmer und ließ sie kurze Zeit allein ausruhen.

Das junge Mädchen ließ sich erschöpft in einen Sessel nieder und versank in ein Gefühl tiefer Bangigkeit. Was sie nie gedacht hatte, daß Arno und Gabriele ein Paar werden könnten, war, nicht als eine Möglichkeit, sondern wie eine Thatsache ausgesprochen worden. Ihre Herzen hatten sich in jüngeren Jahren schon gefunden, man trennte sie für lange Zeit, nun waren alle Hindernisse überwunden, sie fanden sich wieder, sie liebten sich noch immer, sie durften sich vereinigen! Gisela empfand erbebend, daß ihr Herz auch dabei mitsprechen wollte. Aber es mußte ja schweigen, es durfte sich nicht verrathen. Zum ersten Male wurde ihr klar, daß sie in Arno nicht bloß den Bruder gesehen, verehrt, geliebt habe. Aber sie begriff nicht, warum man ihr bisher keine Andeutung des Verhältnisses zwischen Arno und Gabriele gegeben? Ein Kind war sie selbst mit neunzehn Jahren doch nicht mehr! Ganz unbekannte Empfindungen stürmten mit solcher Heftigkeit auf ihr junges Herz ein, daß sie den Thränen nicht wehren konnte. Aber sie erschrak zugleich über sich selbst und suchte sich zu fassen. Sie durfte nicht länger zurückgezogen bleiben, Gabriele, Arno konnten nach ihr fragen, auf ihre Bewegung aufmerksam werden, sie mußte, wenn auch schauernd, in das Balltreiben zurück. Gisela kannte die Räumlichkeiten in der Wohnung ihrer Cousine genug, um sich allein durch den Gang zurecht zu finden. Die Thür eines Zimmers stand offen, und aus derselben trat ihr Arno Horst entgegen. Gisela fuhr überrascht zurück und legte die Hand unwillkürlich auf das pochende Herz.

„Was hast Du denn, Kleine?“ fragte der Bruder.

„Du erschrickst doch nicht vor mir?“

„Verzeih!“ stammelte sie: „Ich war etwas ermüdet und abgesspannt —“

„Ermüdet und abgesspannt?“ Er beugte sich näher zu ihr und fuhr flüsternd fort: „Liebe Gisela, wenn Dir zu Muth wäre, nach Hause zu fahren, ich begleitete Dich mit Vergnügen!“

„Du? Nein, Arno, Du mußt bleiben! Gabriele würde Dich vermissen.“

„Darauf wollte ich es ankommen lassen! Die Komödie, die sie mit mir spielt, ist mir mehr als lästig. Diese Vorstellungen alle! Ich glaube, sie will mich in die Welt einführen, womöglich mir dadurch nützen. Als ob ich jemals einen Vortheil durch dieses Gelichter suchen würde. Ich weiß nicht, was die Gräfin noch sonst im Schilde führt —“

„Deshalb mußt Du bleiben, Arno, bis der Ball zu Ende ist.“

„Gisela, ich ginge lieber heimlich mit Dir davon! Hast Du Freude genug am Tanzen, um bis zum Schlusse auszuhalten?“

„Ich? Nein, gar nicht. Ich tanze lieber nicht mehr.“

„Dann machen wir uns aus dem Staube. Es folgt nur noch ein Tanz, der freilich als letzter etwas lange währen kann, — die Wagen sind vielleicht schon da. Ich sehe zu und finde ich den Deinigen, so lassen wir sie hier tanzen und fahren nach Hause!“ Er eilte davon, um in zwei Minuten mit der Nachricht zurückzukehren, daß der Wagen bereit stehe. Gisela meinte zwar, er sollte sich doch von Gabrielen noch ver-

abschieden, er aber entgegnete: „Den Ueberrock ziehe ich darum nicht wieder aus! Du aber, hütle Dich in Dein Pelzchen recht dicht ein! Bist Du auch warm genug um den Hals? Den Fußsack hat der Johann wohl im Wagen. Also, auf und davon!“

Sie kamen unentdeckt hinunter, da der Cotillon mit seinen Ueberraschungen schon begonnen hatte. Gisela sah ziemlich schweigmächtig neben ihrem Begleiter im Wagen, während Arno, froh, dem inhaltlosen Treiben entronnen zu sein, ganz gesprächig war. Er brachte mit einem „Gute Nacht, liebe Gisela!“ die Schwester in das Haus und trat den Heimweg zu Fuß an.

Es war eine sternenhelle Januarnacht, deren Glanz ihn verlockte, noch einen Umweg durch die Parkanlagen zu machen. Die feierliche Winterstille ließ ihn den Gegenjah zu den geräuschvollen Umgebungen, die er kürzlich verlassen hatte, nur tiefer empfinden. Die Welt, in welcher Gabriele sich bewegte, war nicht die seine, und doch konnte er nicht umhin, auf diese glänzende und räthselhafte Frau innerlich aufmerkamer zu werden. Daß sie ihm die Treue gebrochen, wollte er ihr nicht mehr nachtragen. Kam ihm doch das frühere Verhältniß und seine einstige Leidenschaft für sie wie eine jugendliche Verirrung vor. Aber die kalte Verstandes-Natur, für die er sie seit lange gehalten, konnte sie doch nicht sein, denn er glaubte aus Worten und Wendungen etwas wie Gemüthsstöne vernommen zu haben. Eine berechnende Natur aber war sie trotzdem jedenfalls. Aus Andeutungen, und besonders aus ihrem heutigen Entgegenkommen, glaubte er zu erkennen, daß sie noch etwas Besonderes im Schilde führe, denn sie hatte ihm Rechenschaft und Gemüthung in Aussicht gestellt. Was sie aber auch vorhaben mochte, er fühlte sich durchaus gegen sie gesichert, trotz ihrer strahlenden Schönheit, und glaubte, sich Glück wünschen zu können, einer dauernden Verbindung mit ihr entgangen zu sein. Aber eine wohlige Empfindung überkam ihn, wenn er die Gestalt seiner Schwester mit Gabriele verglich. Wie war an Gisela Alles reine Mädchen-natur und frische Anmuth! Und wie reizend sah sie heute Abend in ihrem weißen Gewande und im Rosenschmuck aus! Noch empfand er mit Freude vor seinem Gehör die mancherlei Bemerkungen im Saale, daß abgesehen von der glänzenden Wirthin, Gisela heute die Schönheit des Balles sei. — In dieser Weise innerlich beschäftigt, hatte er die Parkanlagen verlassen und schritt durch die Straßen der Stadt. Da hörte er lebhaftes Gespräch näher kommen, und bald vernahm er die Stimme Lambert's, der mit einem anderen jungen Mann, von dem eben beendeten Balle kam. Auch Horst wurde erkannt und festgehalten. Man drang in ihn, in eine große Brauerei mit einzutreten und sich nach all dem Champagner an einem Glase Bier zu laben. Er hatte zwar keine Lust und widerstrebte, endlich aber gab er doch nach, in der Hoffnung, an Ort und Stelle den Lästigen bald zu entschlüpfen.

Der Saal, in welchen sie eintraten, war bei der späten Stunde fast leer. Nur an einem kleinen Tische saß noch eine Gruppe von Herren, zum Theil in weißen Halsbinden. Zastrow erkannte in ihnen einige Ballgäste der Gräfin. Da er ihnen aber nicht näher getreten war, nahm er mit Horst und dem Dritten an einem Tische auf der anderen Seite Platz. Nicht lange hatten sie gesehnen, als sie aus Gesprächsbrocken und unterdrücktem Lachen entdeckten, daß man sich über den Ball, sogar über die Person der Gräfin lustig machte. Zastrow wollte aufspringen vor Ingrimm, Horst aber hielt ihn fest mit den Worten: „Nichts verfrüht! Noch ist kein Wort gefallen, das uns zum Eintreten berechtigte. Warten wir ab!“ Sie brauchten nicht lange zu warten. Ein kleiner, fetter, junger Herr, — Lambert nannte ihn einen Gesandtschafts-Secretär, — führte sehr lebhaft das Wort und rief plötzlich: „Wie einen Roman gehabt? Das weiß ich besser! Unsere Gräfin hat vor einigen Jahren ein Verhältniß gehabt mit einem Gärtnerjungen! Ja, ja, mit einem ihr an Jahren gleichen Gärtnerjungen!“ Man lachte laut auf und wollte Eingehenderes erfahren.

Das war zu viel für Horst. Er erhob sich, ging mit starken Schritten zu dem anderen Tische hinüber und rief mit lauter Stimme, aber in gelassenem Tone: „Meine Herren! Ob es anständig ist, von einem Beside zurückkehrend die Person der Wirthin zu schmähen, gebe ich Ihrem eigenen Urtheil anheim. Der Gärtnerjunge aber, von dem sie sprechen, bin ich. Mein Vater war Gärtner, ich aber war Student, als ich mich vor sieben Jahren mit Gräfin Gabriele verlobte. Daß die beiderseitigen Verwandten ein solches Verlöbniß, bei unserer Jugend und aus anderen Gründen, nicht gelten ließen, braucht nicht erklärt zu werden. Wir wurden getrennt. Wer aber auf dieses Verhältniß hin den Ruf der Gräfin Erlach antastet, hat es mit mir zu thun. Entweder Abbitte oder eine Kugel!“ Er wollte aus seinem Notizbuche eine Karte ziehen, riß aber in der Hast eine ganze Hand voll heraus, die er über den Tisch verstreute.

Eine tiefe Stille folgte seinen Worten. Auf ein solches Dazwischentreten war man nicht gefaßt gewesen. Mehrere Hände langten nach den Karten, um den Namen zu lesen, aber kein Mund öffnete sich zu einer Entgegnung. „Ich gebe Bedenkzeit bis morgen Vormittag um zehn Uhr!“ so fuhr er fort, nahm darauf ruhig Ueberrock und Hut, und verließ den Saal.

Zastrow war mit wenigen Schritten hinter ihm her. „Was sagen Sie?“ rief er draußen; „Sie, — verlobt mit der Gräfin? Sie sind es wohl noch? Heute auf dem Balle bei ihr —“

„Beruhigen Sie sich!“ entgegnete Horst. „Das gehört nur noch der Vergangenheit an. Ihre eigenen Hoffnungen werden durch mich nicht beeinträchtigt. Bleiben Sie nur da! Vielleicht werden Sie als Unterhändler zwischen mir und jenen Leuten nöthig sein.“ Er schritt schnell davon, selbst überrascht durch den jähen Abschluß dieses Abends. Oder war es schon Morgen? Freilich, er hörte die Thurmuhr Zwei schlagen, als er seine Wohnung betrat. —

Frau Steinberg wunderte sich, ihre Tochter am Tage nach dem Balle so wenig gesprächig zu finden. Wenn Gisela sonst aus einer Gesellschaft kam, oft nur aus dem engsten Kreise, wußte sie so viel zu erzählen, daß die Mutter den Tag über genug zu hören, auch wohl zu lachen hatte. Heute aber, nach dem ersten großen Balle, den sie erlebt, und von dem es doch genug zu berichten geben mußte, war sie nur wenig angeregt. Zwar gab sie Auskunft über ihre Tänzer, auch daß Arno sie einmal durch die Reihen geführt, und wie gut es ausgefallen habe, als Arno und Gabriele tanzten; sonst aber schien Gisela nichts Erwähnenswerthes erlebt zu haben. Die Mutter meinte, es sei wohl Ermüdung, welche Gisela heute etwas stiller machte. Sie hoffte, Arno werde sich zu Tisch einfinden und die Unterhaltung in lebhafteren Gang bringen. Als er aber nicht erschien, und Gisela Nachmittags etwas Kopfweh eingestand, wurde Frau Steinberg doch ein wenig unruhig und hätte am liebsten nach ihrem Sohne geschickt. Es ging bereits in die Dämmerung hinein, als, — nicht Arno, sondern der Medicinalrath Doctor Homann erschien.

Nach einigen allgemeinen Wendungen des Gesprächs begann der Hausfreund: „Nun, — und was haben Sie denn schon über den gestrigen Ball der Frau Gräfin gehört?“

„Nichts, als was Gisela mir erzählt hat,“ entgegnete die Hausfrau, „und das ist diesmal nur wenig. Das liebe Kind hat sich Kopfweh geholt.“

„Kopfweh? Ei, ei!“ entgegnete der Doctor.

„Es ist kaum der Rede werth!“ rief Gisela; „übrigens auch fast vorüber.“

„Um so besser. Ein Brausepulver würde immer noch gut thun. Herr Horst ist doch heute schon bei Ihnen gewesen?“

„Nein, Doctor, — es wundert mich!“

„So, — so! Dann wissen Sie wohl auch noch nicht?“

„Was denn? Ist etwas vorgefallen?“

„Nun dann — ist es am besten, Sie erfahren es durch mich. Ja, es ist etwas vorgefallen —“

„Spannen Sie uns nicht länger auf die Folter!“ rief Frau Steinberg; „er ist doch nicht krank?“

„Darauf weiß ich bis jetzt nichts, aber seien Sie immerhin darauf gefaßt! Kurz, gestern nach dem Balle hat es in einem öffentlichen Local Streit gegeben. Einige Herren machten üblen Leumund gegen die Gräfin Erlach. Horst trat mit Entschiedenheit für sie ein und forderte die ganze Gesellschaft heraus. Er soll sieben Karten auf den Tisch geworfen haben, das giebt sieben Duelle! Man sagt, Alle hätten die Herausforderung angenommen.“

„Um Gotteswillen!“ rief die Hausfrau. „Als ob es nicht an einem genug wäre! Was ist dabei zu thun?“

„Gar nichts, verehrte Freundin! Abwarten! Zumal wir über die Hauptsache eigentlich noch nicht genau unterrichtet sind.“

„Von wem haben Sie es gehört?“

„Von Diesem und Jenem. Man flüstert es in der Stadt umher, und Jeder flüstert es anders. Es schien mir am gerathensten, Ihnen Mittheilung von der Sache zu machen. In Herrn Horst's Wohnung bin ich gewesen, ohne ihn zu Hause zu treffen. Niemand weiß Auskunft über ihn zu geben.“

Die Mutter sah sprachlos, und Gisela fand kein Wort, ihre Angst, ihr Entsetzen auszusprechen. Daß Arno für Gabriele eingetreten, fand sie schön, heroisch, aber eigentlich selbstverständlich. Allein die Gefahr, die ihm jetzt von seinen Gegnern drohte, versetzte sie in eine namenlose Angst, in welcher sie irgend etwas hätte thun und leisten mögen. Da dergleichen nun nicht möglich war, saßen Mutter, Tochter und Hausfreund in ihrer Rathlosigkeit bei mühsam fortgeführtem Gespräch beisammen, wobei sie doch das Anfahren eines Wagens überhörten.

„Was weiß man über Horst? Wer von Euch hat ihn gesehen, gesprochen?“ Mit diesen Worten trat Gabriele in's Zimmer. Die Frauen lühten vor Schreck über ihr unvermuthetes Eintreten zusammen, zugleich in Besorgniß, ernstere Nachrichten durch den Gast zu empfangen. Schnell berichtete Frau Steinberg, was sie eben erfahren, von den sieben Quellen, und was damit zusammenhing.

„Sieben?“ sagte Gabriele. „Das ist jedenfalls Nebertreibung. Ich habe nur von zwei Herausforderungen gehört. Vielleicht sind auch diese nur Gerücht. Eine aber wird wohl stattgefunden haben, und Horst ist nicht der Mann, etwas, das er begonnen, unerslebigt zu lassen.“ Die Gräfin sprach in ruhigem Tone, dem die Erregung doch anzuhören war. „Daß Horst für meine Ehre eingetreten ist, dafür weiß ich ihm Dank,“ so fuhr sie fort. „Ich habe es nicht um ihn verdient, — um so höher rechne ich es ihm an, und es soll ihm unvergessen bleiben. Was jetzt unter den jungen Männern vorgeht, können wir nicht hintertreiben. Der Conflict muß ausgefochten werden. Daß ich aber der unwürdige Gegenstand bin, um den sich der Streit erhoben, ist mir peinlich, — bis zum Aeußersten peinlich!“

Es entstand eine kurze Pause. Da öffnete sich die Thür, und in das Dunkel des Zimmers erklang Horst's Stimme. „Guten Abend! Man ist zu Hause, höre ich, aber wo steckt man denn eigentlich?“ Ein lauter Gegenruf der Frauen antwortete ihm. „Die Frau Gräfin ist auch da?“ fuhr er fort, „und, wie es scheint, auch der Herr Medicinalrath? Aber, liebe Mama, wollen wir nicht die Lampe bringen lassen, damit ich erkenne, wer sich sonst noch hier im Finstern verbirgt?“

Gisela eilte hinaus, um Licht zu bestellen, mehr noch, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Lieber Arno,“ begann die Mutter, „wir waren und sind noch in Bestürzung über eine Nachricht, — Du willst einen ernsten Ehrenhandel ausfechten, oder hast ihn wohl schon, —“

„Horst!“ rief die Gräfin dazwischen: „In meinem Schuldbuch bei Ihnen steht Ihr gestriges Auftreten für mich als ein neuer, gewichtiger Posten. Stolz, wie Sie sind, wird Ihnen mein Dank nur gering erscheinen!“

„Was muß ich sehen?“ rief Horst, als die Lampe gleich darauf die Gesichtser beleuchtete. „Lauter beängstigte Miene! Nun wahrhaftig, wenn es mir nicht am Herzen läge, alle diese Augen heiter blicken zu sehen, — ich könnte über die tragische Situation lachen!“

Da begann Doctor Homann, durch Arno's gute Stimmung schon beruhigter: „Sagen Sie uns, junger Freund, wie Viele haben Sie heute schon umgebracht?“

„Umgebracht?“ rief Horst lachend. „Bin ich so ein Heißsporn, daß Sie die Späße des Prinzen Heinz gegen mich anwenden müssen? Es ist Niemand umgebracht worden, — und, wie Sie sehen, ich auch nicht.“

„Gott sei Dank!“ sagte die Mutter. „Aber beruhige uns vollends! Wie hat die Sache abgeschlossen?“

„Ich beklage sehr,“ entgegnete Arno, „daß die Gerüchte über diese Albernheiten bis zu Euch gedrungen sind. Da Ihr aber doch davon, — und vermuthlich falsche Berichte, gehört habt, will ich kurz erzählen. Gestern Abend nach dem Valle gab es in irgend einem Local einen unangenehmen Austritt. Ein kleiner unternehmender Gesandtschafts-Secretär machte sich vorlaut über Dinge, die mich angingen, sodas ich Einsprache thun mußte. Ich bekenne, daß ich wirklich glaubte, die Sache würde ohne Waffen nicht zu schlichten sein. Als nun aber zu der für die Verhandlung anberaumten Stunde, nämlich heute früh um zehn Uhr, Niemand erschien, rüstete ich mich, in das Museum zu gehen, indem ich meinem Wirth hinterließ, wohin ich den Weg genommen. Ich war nicht eine Viertelstunde im archäologischen Saale, als ich einen feierlichen Zug herankommen sah. Rambert von Hastrov voran, mit ernster, sehr wirksamer Miene, neben ihm unser gestriger Zeuge, auch von Wichtigkeit erhöht. Ihnen folgte der kleine Gesandtschafts-Secretär mit verbindlichem Ausdruck, hinter ihm zwei seiner Zeugen. Man gruppirt sich um mich. Der Kleine begann eine wohlgesetzte Anrede. Er bedauere aufrichtig, — wäre falsch unterrichtet gewesen, — vom vielen Getränk ein wenig erhit im Kopfe, — wisse selbst nicht mehr recht, nehme zurück, was er etwa gesagt, — bäte um Verzeihung — und so weiter. Die Sache war damit beigelegt. Nun aber kam eine Einladung zu einem gemeinsamen Frühstück, bei welchem der Gesandtschafts-Secretär den Wirth machen wollte. Es war nicht gut abzulehnen. Dieses Frühstück hat von zwölf bis sechs Uhr gedauert. Und nachdem wir den glücklichen Gastgeber nach Hause und zu Bette gebracht, und ich, — um mit dem Herrn Medicinalrath in der Rolle des Prinzen Heinz zu bleiben, — den tiefsten Ton der Deutseligkeit angegeben, eilte ich sofort hierher. Sie sehen, mein Tagewert war eine Nachfeier des gestrigen Balles.“

Die Mutter sprach ihre Befriedigung aus über den Verlauf der Sache, die Gräfin aber erhob sich und reichte Arno die Hand, die er kräftig schüttelte.

Da machte sich etwas vernehmlich, wie krampfhaftes Weinen, und Gisela eilte aus dem Zimmer. „Was ist das?“ rief Horst. „Gisela, warum weinst Du?“ Er that einen Schritt gegen die Thür zu, allein Gabriele vertrat ihm den Weg. „Nicht Sie, Horst, werden ihr folgen!“ rief sie. „Ich gehe und hoffe Gisela bald beruhigter zurück zu bringen.“

„Das liebe Kind war den ganzen Tag nicht so fröhlich wie sonst!“ rief die Mutter. „Wenn nur nicht ein ernstliches Unwohlsein —“

„Nicht doch! Ein Brausepulver!“ sagte der Doctor, indem er aufstand und sich empfahl. —

(Schluß folgt.)

Wachsend verbessert.

Tolstoy's Heim und seine Bewohner.

Von H. Voewenfeld.

Mit dem Portrait der Gräfin Tolstoy und einer Abbildung.

In dem großen Roman Graf Leo Tolstoy's „Anna Karenina“, den die deutsche Frauenwelt, seitdem er in unsere Muttersprache übertragen worden, so lieb gewonnen hat, wird eine merkwürdige Liebeserklärung geschildert, eine Ausprache Zweier, die ihre Gedanken halb errathen können, in Anfangsbuchstaben unausgesprochenen Worte. Jowin, diejenige Gestalt der an Personen und Ereignissen reichen Erzählung, in welche der Dichter am meisten von seinem eigenen Wesen hineingelegt hat, sitzt mit Kitty an einem aufgeschlagenen Spieltische. Sie haben sich von der geräuschvollen Gesellschaft in den anderen Zimmern zurückgezogen und blicken sich einander schweigend in die Augen. Jowin ergreift die vor ihm liegende Kreide und schreibt die Anfangsbuchstaben des folgenden Satzes nieder: „Als Sie mir sagten, es könne nicht sein, — bedeutete das niemals oder nur damals?“

Es schien unmöglich, daß sie diesen Satz begreife, aber er blickte sie so an, als ob sein Leben davon abhänge, daß sie die Worte zu enträtheln verstände.

„Ich habe verstanden,“ sagte sie erröthend.

„Was bedeutet dies Wort,“ fragte er und wies auf das N hin, welches „Niemals“ bedeuten sollte.

„Das soll „Niemals“ heißen,“ sagte sie, „aber das ist nicht wahr.“

Er wuschte es schnell wieder aus und reichte ihr die Kreide. Sie schrieb: „D. i. i. n. a. a.“

Plötzlich stammte sein Auge auf; er hatte begriffen, die Buchstaben bedeuteten: „Damals konnte ich nicht anders antworten“

„Und — und jetzt?“ fragte er.

„Nun, so lesen Sie. Ich schreibe, was ich sehr, sehr wünsche.“ Sie schrieb die Anfangsbuchstaben von: „Ich bitte, daß Sie mir verzeihen und das Gehehene vergessen.“

Er ergriff die Kreide, zerbrach sie mit erregt zitternden Händen und schrieb: „Ich habe Nichts zu vergeben und zu vergessen; ich habe nicht aufgehört, Sie zu lieben.“

Sie sah ihn mit verhaltenem Athem an. „Ich habe begriffen,“ flüsterete sie.

Er septe sich und schrieb einen langen Satz. Sie verstand Alles, nahm die Kreide und antwortete sofort.

Er konnte es lange nicht entziffern und sah ihr oft in die Augen. Es überkam ihn wie eine Verfinsternung von lauter Seligkeit; in den reißenden, von Glück strahlenden Augen las er Alles, was er wissen wollte. Und nun schrieb er drei Buchstaben. Aber er hatte sie noch nicht zu Ende geschrieben, als sie sie schon enträthelt hatte und zur Antwort schrieb: „Ja.“

Wie Tolstoy hier die Verlobung Jowin's erzählt, so spielte sich seine eigene mit Sofia Andrejewna Börs ab.

Die junge Dame war mit ihrer Mutter und drei Geschwistern unmittelbar vorher auf dem Gute des Dichters zu kurzem Besuche gewesen. Sie reisten zu ihrem Großvater nach Jwizn, fünfzig Werst hinter Jasnaja Poljana gelegen, und da zwischen der Moskauer Familie und dem jungen Gutsherrn seit langen Jahren freundschaftliche Beziehungen bestanden, konnte man nicht gut an einem hübschen Herrenhause vorüberfahren. Zudem war die Schwester Tolstoy's, die Gräfin Marie, bei ihm, und die Damen waren durch innige Freundschaft verbunden.

Als die Moskauer Gäste abgereist waren, ritt ihnen der Gutsherr nach Jwizn nach, und hier verlobte sich Sofia Andrejewna Börs mit Leo Tolstoy. In der ganzen Umgebung der Braut wußte Niemand von ihr Herzensgeheimniß; ja, Alle glaubten, die Wünsche des Grafen gingen auf die älteste Tochter des Hauses, Marie. Man war erstaunt, sogar ein wenig erschrocken, als Tolstoy eines Tages auf der Villa in Pokrowskoje Glebowo, wo die Familie seiner Braut seit zweiundzwanzig Jahren im Sommer zu wohnen pflegte, erschien und bei dem Vater um die Hand seiner zweiten Tochter anhielt. Er schlug die Werbung des jungen Grafen aus; er mochte die Siebzehnjährige nicht aus dem Hause geben, ehe die Ältere verheirathet war, und erst nach einem stürmischen Drängen des Bewerbers willigte er in das Verlöbniß.

Sofia Andrejewna Börs ist die Tochter eines deutschen Arztes in Moskau, der sowohl in seinem Beruf wie in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnahm und um die Zeit, von der wir sprechen, im Jahre 1862, das hohe Amt eines militairärztlichen Ober-Inspectors bekleidete. Er war Protektant und seine Muttersprache war die deutsche. Durch seine Heirath mit einer orthodoxen Russin war er geistlich genöthigt, seine Kinder in der Religion des Landes zu erziehen, und der gesellschaftliche Verkehr in der alten Hauptstadt des Zarenthums führte neben der Muttersprache des Hausherrn als gleichberechtigt auch die der Herrin ein.

In dem Hause des bürgerlichen, hochgeachteten Arztes war stets ein lebhafter Verkehr gewesen, und als die Tochter heranwuchs wurde es in dem gastfreundlichen Kreise noch lebhafter. Leo Tolstoy war seit frühester Zeit ein Freund und häufiger Gast des deutschen Arztes. Denn schon zwischen seinen Eltern, die er selbst kaum gekannt hatte, und der lange bereits in Moskau ansässigen deutschen Familie hatten Beziehungen bestanden.

Seine zukünftige Gattin war noch ein kleines Mädchen, das nicht mitreden durfte, wenn die Großen um den Tisch herum saßen und plauderten, als Tolstoy schon der erste Dichterruhm umgab. „Ich erinnere mich noch genau einer rührenden Scene aus unserer Kindheit,“ — erzählte mir die Gräfin; — „Leo Nikolajewitsch hatte damals die Kosaken geschrieben. Wir bewunderten und liebten den Dichter; wir freuten uns mit der Anerkennung, die ihm wurde, als gälte sie uns. Da machte er uns eines Tages die Mittheilung, er habe das neue Werk an Kattow für eine verhältnismäßig kleine Summe verkauft, weil er Spielschulden zu decken hatte. So jung wir waren, — die Mittheilung Leo Nikolajewitsch's berührte uns so schmerzlich, daß wir uns in unser Zimmer zurückzogen und bitterlich weinten.“

Die Theilnahme des heranwachsenden Mädchens war mehr als eine kindliche Zuneigung für den beliebten Gast des Hauses. Von der ersten Stunde ihrer Verbindung an führte sie ein Tagebuch. Jedes noch so geringfügige Ereigniß trug sie ein, wenn es ihr bedeutungsvoll für die Entwicklung des Talent's ihres Gatten oder bezeichnend für sein Schaffen erschien. Auch Leo Tolstoy hat ein ausführliches Tagebuch geführt. Aber die Aufzeichnungen der Gräfin sind sorgfältiger und in manchem Sinne geistlicher. Sie sind gewissermaßen ein Spiegel, in dem Thatfachen und Stimmungen eines ganzen, bedeutungsvollen Lebens der Reihe nach aufgefangen und festgehalten wurden.

Am 23. September (russischen Kalenders) 1862 fand die Hochzeit des jungen Paares statt. Seit diesem Tage haben der Graf und die Gräfin sich nur selten auf kurze Zeit getrennt. Die großen Auslandsreisen Tolstoy's fallen vor diese Zeit. Seit 1862 hat er Aufenthalt nicht mehr verlassen. Er lebt abwechselnd auf seinem Gute Jasnaja Poljana und in Moskau und entfernte sich auch innerhalb der Grenzen des Reiches nicht oft von diesen beiden Orten.

Gräfin Sofia Andrejewna ist jetzt 45 Jahre alt; eine stattliche, noch immer schöne Frau. Sie hat das Aussehen einer Dame der deutschen Aristokratie. Das blonde Haar und die blau schimmernden Augen deuten auf ihre Abstammung. Sie spricht unsere Sprache nicht mehr mit der vollen Geläufigkeit der Muttersprache, auch nicht ohne einen fremden Anklang, aber richtig und mit Geist. Der Deutsch-Russe ist immer leicht kenntlich an der harten Ausprache gewisser Consonanten. Die Gräfin schreibt deutsche Briefe kaum minder gewandt als russische. Das Französische und Englische beherrscht sie vollkommen. Bei der Correspondenz in diesen Sprachen ist sie ihrem Gatten behülflich. Mit liebender Sorge pflegt sie ihn und achtet auf seine Gesundheit. Graf Tolstoy hat schon in frühen Jugendjahren Befürchtungen für seine Gesundheit gehegt. Im Jahre 1873 hatten die Sprachstudien, die er mit glühendem Eifer betrieb, seine Körperkräfte erschöpft, und er suchte nun Heilung in einer Kumpsh-Kur. Er kaufte sich im Gouvernement Samara an, weil die Kirgisen am besten die Bereitung der Stutenmilch verstehen, und die Gräfin begleitete ihn in die kirgisische Steppe.

Hier fand sich für ihre Umsicht und ihren weiblichen Mithätigkeitssinn ein ganz neues Feld der Bethätigung. „Wir wohnten dort,“ — erzählte sie mir, — „ich kann sagen, von menschlicher Ansiedelung fern und führten ein ganz zurückgezogenes Leben, nur der Gesundheit meines Mannes hingegeben. Wir hatten Ruhe, das Leben des Volkes zu beobachten und kamen zu der Ueberzeugung, daß die Unergiebigkeit des Bodens und die verhältnismäßig große Zahl der Einwohner zu einem furchtbaren Unglück führen müsse. Ich veranlaßte meinen Mann, der Sache auf den Grund zu gehen. Er nahm nun statistisch die ganze Gegend auf. Er verzeichnete die Zahl der Bauernhäuser, die Zahl der Esen in jedem Hause und die Summe des vorhandenen Getreides. Daraus ergab sich, daß auf den Kopf ein so geringes kam, daß die Hungersnoth unausbleiblich war. Da veröffentlichte mein Mann den Brief über die Hungersnoth von Samara. Die Kaiserin gab das erste Geld, und nachdem die vornehmste Frau im Lande ihr Scherflein beigetragen hatte, floßen Tausende und Abertausende ein.“

Der Graf hat inzwischen, besonders im letzten Jahre, ernste Krankheiten überstanden. Stets war Sofia Andrejewna ihm die sorgsamste Pflegerin und Wärterin. Die Gräfin ist religiös, wenn auch nicht buchstabengläubig. Sie hat ihre Kinder vorzüglich erzogen und wird von ihnen geehrt und geliebt.

Wenn die Gräfin von ihrer Familie spricht, rühmt sie sich im Scherz, Mutter dreier Generationen gewesen zu sein. Ihre neun lebenden Kinder sind in der That in den Jahren weit auseinander.

Sergej, der älteste, zählt 27 Jahre. Er ist Magister der Naturwissenschaften und Beamter der Gesängniß-Verwaltung; früher war er in einer Rearbank beschäftigt. Jetzt tritt er ein neues Amt an, das eines Zemskij Ratschaltnik, d. h. eines Landvorstehers. Es sind dies neugeschaffene Posten, die ungefahr unseren Landraths-Ämtern gleichkommen, nur daß mit ihnen auch eine Gerichtsbarkeit über die Bauern verbunden ist. Sergej ist ein Mann von scharfem Verstande, mit großer musikalischer Befähigung. Er kennt die deutsche Musik in ihrem ganzen Umfange und componirt selbst. Auch der Graf und die Gräfin sind sehr musikalisch.

Der zweite Sohn des Hauses, Ilja, lebt auf seinem eigenen Gute Grinjowsta im Gouvernement Tula. Er ist der einzige Verheirathete von den Kindern des gräflichen Paares. Während meines Aufenthaltes in Jasnaja Poljana (im August 1890) war er nicht dort.

Leo Lewowitsch war bisher Student der Medicin und geht jetzt zur Philosophie über. Er ist 21 Jahre alt.

Die beiden Töchter des Hauses, Tatjana und Maria, sind wie ihre Eltern reich begabt. Die ältere, die in ihren Anschauungen der Mutter näher steht, als dem Vater in seiner letzten Phase, ist eine Freundin der Künste und malt mit Talent.

Rascha (Mariechen) lebt ganz das Leben des Vaters. Sie arbeitet in der Tracht einer Bauerin stundenlang auf dem Felde und giebt sich völlig der Pflege der Wohlthätigkeit und der Hebung der Sittlichkeit unter der Landbevölkerung hin. Beide Töchter unterstützen den Vater in der Erledigung seines ausgebreiteten Briefwechsels.

Nach den Töchtern kommen noch: Andrej und Michail, zwei Knaben von dreizehn und elf Jahren, Sascha (Alexandra), ein sechsjähriges, reizendes Mädchen, und Wanja, am 31. März 1888 geboren, ein hübsches Bübchen, das als Nesthäkchen von Allen verhätschelt wird.

Seit 1862 lebt das gräfliche Paar auf dem Erbguete des Grafen, Jasnaja Poljana, das heute, dank der geistigen Bedeutung seines Besitzers, über ganz Rußland und darüber hinaus einen Ruf bekommen hat.

Jasnaja Poljana ist fünfzehn Werst von Tula entfernt



Jasnaja Poljana,
der Wohnsitz des Grafen Leo Tolstoy.
Nach einer Photographie gezeichnet
von D. Günther-Raumburg.

Vierzehn Werst fährt man auf einer vortrefflichen Kunststraße, dann biegt man rechts ab und hat etwa noch eine Werst Landweg vor sich. Ein schlichter, weiß getünchter Stein in Form einer gestuften Pyramide bezeichnet die Grenze des altäblichen Besitzes. Wenige Minuten von dem Grenzstein entfernt liegt Dorf und Gut. Bei der Einfahrt fallen dem Reisenden die Ueberreste früherer herrschaftlicher Größe auf: zwei runde, eisenbedeckte Thürme, welche jetzt das Thor von Jasnaja Poljana bilden; sie sind vom Alter auf die Seite gebeugt und von Moos und Gras überwachsen. Eine dichte, schattige Birkenallee, die einen vernachlässigten Obstgarten durchschneidet, führt zu dem Wohnhaus des Gutsherrn. Künstlich angelegte Teiche und ein Park schließen den bescheidenen Herrensitz ein, der einst der Theil eines stolzeren Ganzen war.

Im vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hatte ein Brand den herrschaftlichen Palast des Gutes zerstört. Nur zwei zweistöckige Flügel des großen Hauses sind stehen geblieben. Der eine bietet den zahllosen Gästen des jetzigen Besitzers Aufenthalt, der andere ist seine und seiner Familie bescheidene Wohnung. Dieser Flügel, das jetzige Herrenhaus, hat in den letzten Jahrzehnten viele Wandlungen durchgemacht. Im Jahre 1862 war Graf Tolstoy genöthigt, den kleinen Bau zu erweitern, denn die wachsende Familie erheischte mehr Raum und Bequemlichkeit. Kunstlos wie der Haupttheil war auch dieser Ausbau. Nur das Bedürfnis entschied, der Schönheits Sinn hatte kein Wort mitzureden. Drei Fenster breit nach links wuchs der alte Bau, und noch heute sieht man an der unregelmäßigen Form des Ganzen genau die Grenze zwischen der unheimbaren Vergangenheit und der Ergänzung der jüngeren Zeit. Ebenso kunstlos und bescheiden ist die Erweiterung nach der rechten Seite, die aus dem Jahre 1888 stammt, ein Holzbau von noch kleinerem Umfange und noch geringerer Schönheit. Im Frühjahr 1890 ist nun an der linken Seite des Hauses eine große Veranda angeführt worden; in den Sommermonaten der Hauptaufenthalt des gräflichen Paares, seiner Familie und seiner zahlreichen Gäste. Die Gräfin begriff gar nicht, wie man bisher ohne diese Veranda hatte auskommen können. Vor dem Hause auf einem grünen Wiesenplatze steht ein großer Rundlauf, an dem die Kleinen mit Lachen ihre Geschicklichkeit zeigen, und da, wo zu Anfang des Jahrhunderts der große Mittelbau des alten Schlosses stand, locken Turmgeräthe jeglicher Art auch die Erwachsenen zur Uebung ihrer Kräfte an.

Das Innere des einstöckigen Hauses ist von ausgefuchter Einfachheit. Im Erdgeschosse liegen das Arbeitszimmer Leo Tolstoy's, die reiche Bücherei und die Schlafzimmern. Im oberen Stockwerke befinden sich die Wohnzimmer der Familie und der große Musiksaal. Nirgends deutet etwas auf Reichthum und überkommenen Glanz. Nur die wenigen Ahnenbilder, welche die langen Wände des Saales schmücken, erinnern uns daran, daß der jetzige Herr des Hauses der Sohn einer von Alters her verdienten und begüterten Familie ist.

Das Arbeitszimmer Tolstoy's unterscheidet sich wenig von dem Studirtischchen eines jungen Hochschülers. Ein einfacher Tisch, auf dem einige Bücher umherliegen, einige Stühle, ein Sopha, ein kleiner Schrank — das ist das ganze Mobiliar. In einer Nische steht die Büste des verstorbenen Bruders Tolstoy's, Nikolaj Nikolajewitsch, an der Wand hängen einige Bilder. Bemerkenswerth unter denselben ist das Bildniß Schopenhauer's mit der eigenhändigen Unterschrift des Philosophen und eine Gruppe russischer Schriftsteller aus dem März 1866.

Überall verließ das Volk seine Hütten und stand an der StraÙe, um den geliebten Herrscher zu sehen. Je mehr er sich der Stadt näherte, um so größer wurde das Gedränge. Da standen auch Apostol, ein junger Bauer, und seine Verlobte Wassilissa mitten unter den Anderen und redeten die Hälse.

Mit einem Male erschollen laute Rufe, eine Staubwolke wälzte sich heran, Reiter sprengten vorüber in grünen Kasianen mit funkelnden Piken, dann folgten schöne Wagen mit Offizieren in goldstrotzenden Uniformen. Jedemal schwenkten die Landente die Mägen, aber es war nur das Gefolge des Kaisers. Er selbst kam in einem einfachen, mit drei Pferden bespannten Bauernwagen heran, mit Staub bedeckt, ließ plötzlich halten und blickte um sich.



C. Sophie Tolstoy

Die Leute drängten sich bis an die Räder heran, er aber, ihnen freundlich zunickend, ließ seinen Adlerblick über die Ebene schweifen. Die Weiden, voll farbiger Blumen, wogten im linden Sommerwinde, Lerchen stiegen aus denselben jubelnd in den Himmel, Trappen erhoben sich schwerfällig, und auf dem mit hohem Schilf umrahmten Ruffe schwammen Schwäne und wilde Gänse. Ein üppiger Duft erfüllte die warmen Lüfte.

Der Czar verlangte Blumen. Wohl ein Duzend Mädchen lief fort, sie zu pflücken; indes sprang Peter aus dem Wagen, schüttelte den Staub von seinem dunkelrothen Seidenkittan und zündete seine Pfeife an. Dann begann er mit den hübschen Frauen zu scherzen. Nun kamen die Mädchen, die Schürzen

In diesen bescheidenen Räumen lebt der Mann, der heute als Mittelpunkt aller geistigen Bewegung in Rußland gilt, als das Haupt einer Familie, deren Mutter den Beruf der Gattin im höchsten Sinne erfüllt, indem sie den Gatten durch die Theilnahme an seiner weitreichenden Arbeit fördert und ihren Kindern in Treue und Tapferkeit ein Mutter ist.

Nachdruck verboten.

Die Glocke von Poltawa.

Historiette von Leopold von Sacher-Masoch.

Seit April lag Karl XII. mit seinen noch niemals besiegten Schweden und den rebellischen Kosaken unter Mazepa vor Poltawa, ohne es erobert zu können. Russische Truppen waren der hartbedrängten Stadt zu Hülfe gezogen und lagerten in der Nähe. Täglich fanden Scharmügel statt. In einem derselben war der König von Schweden, der sich tollkühn mitten unter eine Schar treugebliebener Kosaken warf, soeben ernstlich am Fuße verwundet worden, als es plötzlich hieß, der Czar Peter selbst eile herbei, um Poltawa zu retten und den Schweden eine Schlacht zu liefern.

voll Blumen. Wassilissa aber hatte rasch ein Sträußchen gebunden und bot es dem Czar. Dieser nahm es, sog den Duft ein und dankte ihr lächelnd. Und dann deutete er auf die Stadt und einen uralten, halbverfallenen Thurm, der sich in der Nähe erhob und dunkel von dem goldigen Abendhimmel abzeichnete.

„Das ist Poltawa?“ fragte der Czar, Apostol bejahte.

„Und dort?“

„Die Kirche Sanct Georg, welche schon die heilige Olga gegründet hat, und welche die Ungläubigen zerstört haben.“

Peter der Große sann einen Augenblick nach. „Ist mir doch, als knüpfe sich irgend eine Legende an diesen Thurm?“

„So ist es, großmächtiger Czar,“ erwiderte Apostol, „in diesem Thurne hängt eine riesige Glocke, die Niemand zu bewegen vermag, und es geht die Sage, daß, wenn die alte Glocke von Poltawa wieder läuten wird, der große Tag für Rußland anbricht, der Tag des Ruhmes und der Auferstehung.“

„Ein gutes Omen,“ erwiderte Peter, mit dem Kopfe nickend. Eben sprengte ein Adjutant heran und meldete, daß die Zaparoger sich auch an Mazepa, den Verräther, angeschlossen und unter den Manern Poltawa's mit seinen Scharen vereinigt hätten.

Peter der Große biß sich auf die Lippen. „Ist es denkbar, daß rechtgläubige Russen mit den Schweden gemeinsame Sache machen?“ rief er zornig; im nächsten Augenblicke aber lächelte er wieder, wie durch ein Wunder besänftigt.

Ganz nahe, ihm zur Seite, stand eine Bäuerin, die einen Knaben auf dem Arme hatte. Dieser hatte plötzlich mit beiden Händchen nach dem Regen des Czar's gegriffen, als ob er ihn aus der Scheide ziehen wollte. Peter nahm das Kind auf den Arm, liebte es und sagte sodann: „Du auch bist mir ein Zeichen! Wenn wir durch Verrath unterliegen sollten, wird mir ein neues Geschlecht heranwachsen und uns rächen!“

„Weshalb willst Du erst abwarten, bis die Kinder heranwachsen?“ rief Apostol, „wir sind Alle bereit, Dir zu folgen! Rufe Dein treues Volk auf, und Du hast Soldaten genug!“

Der Czar sah ihn überrascht an. „Wie nennst Du Dich, Bürsche?“

„Apostol Wellowko.“

„Und Du hast Conrage, die Schweden anzugreifen?“

„Mit Gottes Hülfe, Czar, wenn Du mir nur eine Flinte geben willst!“

„Die sollst Du haben.“

Es währte nicht lange, so rückten die Truppen an, die der Czar selbst gegen Poltawa geführt hatte. Während die Regimenter im langsamen, schweren Schritt beim Klange der Trommeln vorüberzogen, hatte Peter gleich einem der ersten Grenadiere das Gewehr fortgerissen, es Apostol in die Hand gegeben und begann nun selbst, dem neuen Rekruten die Griffe und die Bewegungen zu zeigen. Da der junge Bauer schnell aufsaß und Alles, was er sah, sofort geschickt nachmachte, so nickte der Czar wiederholt, um seine Zufriedenheit zu bezeugen, und rief endlich aus: „Ja, Mentischoff hat recht, — der Russe ist ein geborener Soldat!“

Als nun mehrere Offiziere und unter ihnen Nepnin, der Liebling des Kaisers, vorüberkamen, übergab dieser ihnen seinen neuen Rekruten und hieß ihn in das eben vorbeimarschirende Regiment einreihen.

„Und mich, großmächtiger Czar,“ fragte Wassilissa, „mich kauft Du zu nichts brauchen?“

Peter begann laut zu lachen. „Wer bist Du denn, Mädchen, und was kauft Du?“

„Ich bin die Verlobte Apostol's.“

„Dann soll Euch der Priester morgen nach der Schlacht trauen. Für heute magst Du mitlaufen; es sind noch mehr Soldatenweiber beim Regimente!“

Wassilissa that, wie ihr der Czar geheißen; unbekümmert um Pferde und Kanonen drängte sie sich durch und lief die StraÙe hinab, bis sie Apostol's Regiment erreicht hatte; und als dieses sein Lager bezog, gesellte sie sich zu ihm, half ihm und einigen Soldaten, an die er sich angeschlossen, ein Bivakfeuer anzuzünden, holte ein Huhn und Brod aus ihrem Dorfe und kochte eine herrliche Suppe, welche sich Alle zusammen wohlschmecken ließen.

Es war unterdessen Nacht geworden. Die Sterne zogen heraus, und ringsum in den kleinen Büschen begannen die Nachtigallen zu singen. Ein schwerer Duft lag auf der weiten Ebene. Ueber dem Flusse brodelte Nebel.

Bald schlief Alles ringsum an den verglimmenden Lagerfeuern, und man hörte nichts, als von Zeit zu Zeit den Ruf der Feldwachen. Mitten durch diese heilige Stille der herrlichen Sommernacht erklang plötzlich Hufschlag. Der Czar mit seinen Generalen, von wenigen Kosaken begleitet, an seiner Seite den Fürsten Mentischoff, ritt durch das Lager. Die Herren machten rechts bei den äußersten Vorposten Halt und suchten von einem kleinen Hügel aus die Stellungen der Feinde zu überblicken, die Absichten des Schwedenkönigs zu errathen.

Bei seiner Rückkehr wurde der Czar von einer Wache angerufen. Es war sein Rekrut, der ihm bereits ganz soldatisch das Gewehr entgegenhielt.

„Wer da?“

„Gut Freund!“ erwiderte Peter.

„Lohnung?“

„Rußland!“

„Die Parole?“

„Karwa.“

Ja, an Karwa, an die schwere Niederlage, welche sie durch Karl XII. und seine Schweden erlitten hatten, dachten in dieser denkwürdigen Nacht der Czar und seine Soldaten! . . .

Als am 8. Juli 1709 der Morgen graute, hörte Peter der Große mit seinen Generalen in der Kirche des Dorfes Restorowo die Messe und las selbst vor dem versammelten Volke aus den Aposteln vor.

Dann begab er sich zu seinem Heere, das ihn ruhig, aber vertrauensvoll begrüßte. Ein Jeder war von der Bedeutung des Tages erfüllt und entschlossen, nicht nur seine Pflicht zu thun, denn das verstand sich von selbst, sondern alle seine Kräfte aufzubieten und sein Leben für den Czar und für das heilige Rußland hinzugeben.

Langsam stellten sich die Regimenter in Schlachtdröpfung. Auch im schwedischen Lager wurde es lebendig. Die Infanterie trat an, die Dragoner und die Kosaken saßen auf. Karl XII. ließ sich in seiner offenen Sänfte durch die Reihen seiner Soldaten tragen. Stunde auf Stunde veram unter kleinen Scharmügeln.

„Die Russen wagen es nicht, uns anzugreifen!“ rief endlich der Schwedenkönig, und von seiner Ungeduld fortgerissen, gab er den Befehl zum Vorrücken.



Abend an der See. Von Smith-Hald. — Siehe Seite 23.

Smith-Hald

Schon jochten Reiterwärme hier und dort gegen einander, und die Schüden, die man vorgeführt hatte, wechselten Ängeln. Nun begannen auch die Kanonen zu dröhnen, und die beiden Heere erblickten sich, in dunklen Colonnen und Biereden marschierend, durch den grauen Schleier des Pulverdampfes.

Man hatte die Frauen zu dem Trost gewiesen. Hier hörte man das Schießen, aber man sah nichts vom Gange des Gefechtes.

Die arme Wassilissa saß in einem Straßengraben, die Hände um die Kniee geschlungen, und starrte vor sich hin.

Pfötzlich sprang sie auf und lief der Ruine von Sanct Georg zu. Dort hoffte sie einen Ausblick zu haben. Sie lief, bis ihr der Athem ausging, und kam mit klopfendem Herzen an dem alten, grauen, moosbewachsenen Thurne an. Nachdem sie Athem geschöpft hatte, stieg sie langsam und vorsichtig empor, nicht ohne Gefahr, denn das Holzwerk war morsch geworden, und die Steine gaben unter ihren Füßen nach und stürzten mit dumpfem Donner in die Tiefe. Doch die Herzensangst machte sie tollkühn, die Aufregung gab ihr die Behendigkeit einer Kage, und so erreichte sie endlich glücklich das Glockenhaus, von dem sich ihr ein weiter Blick über das ganze Schlachtfeld bot.

Was verstand das arme Mädchen von Attade und Vertheidigung, von Carro's und Batterien? Sie sah im Anfange nur eine Art großes Schachbrett vor sich, auf dem die verschiedenen Menschenmassen hin- und herzogen, zuckende Blige, wogenden, grauen Qualm und hörte das Schießen und das Feldgeschrei; und mit einem Male wurde ihr klar, daß die Schweden immer mehr vordrangen und die Russen sich nur noch bequügten, Stand zu halten.

Wo war Apostol's Regiment? Sie suchte es lange vergebens; da entdeckte sie es endlich ganz vorn, in eine Wand von Rauch eingeschlossen, und jetzt sah sie auch, daß die Russen zu weichen begannen.

Sie verstand die Größe der Gefahr, den Ernst des Augenblickes mit dem Herzen, das um den Geliebten bebte, und schrie laut auf in ihrem Jammer, als jetzt, von Staub eingehüllt, die schwere schwedische Reiterei gegen die halbgebrochenen russischen Bierede anprengte.

Schon hatten sich die ersten Schwadronen auf das Regiment geworfen, in welchem Apostol die Feuerkugel empfing. — Alles löste sich in einem wilden Durcheinander auf.

Die Russen schienen verloren. Verzweifelt und laut weinend sank Wassilissa in die Kniee und hob betend die Arme gen Himmel empor; dann sprang sie auf, wie von einer höheren Macht getrieben, ergriff den Strang der uralten Glocke und hing sich mit übermenschlicher Kraft an denselben.

„Die Schlacht ist verloren!“ sagte Repnin, der mit einer Meldung gekommen war, leise und dumpf zum Czaren. Dieser gab keine Antwort, sondern starrte auf das Feld vor sich hin, auf dem seine Regimenter mehr und mehr zurückwichen.

Eben hatte eine schwedische Kugel Peter's Hut durchlöchert. Seine Suite drang in ihn, sich aus dem Feuer zurückzuziehen.

„Niemand wird ein Czar das Signal zur Flucht geben,“ erwiderte Peter kaltblütig.

Schon kamen schwedische Dragoner heran.

Die russische Linie war durchbrochen.

Da zog ein seltsamer Ton durch die Luft, und dumpf, langsam, feierlich klang es über die Ebene.

„Was ist das?“ fragten mehrere Stimmen.

„Das ist die Glocke von Poltawa,“ erwiderte der Czar, sprang vom Pferde, nahm den Hut ab, machte das Zeichen des Kreuzes und warf sich dann auf die Kniee.

„Die Glocke von Poltawa!“ ging es wie ein Lauffeuer durch das ganze russische Heer, — ein Jeder verstand die Bedeutung ihres ehernen Grufes, Alle stürzten auf die Kniee und neigten die Stirnen zur Erde.

Dann stieg der Czar rasch wieder auf, zog den Degen und rief dem Regimente, das hinter ihm in Reserve stand, zu: „Mit Gott an's Werk!“

Eine namenlose Begeisterung ergriff die Truppen; Alle stürzten dem Feinde entgegen mit flatternden Fahnen und wirbelnden Trommeln.

Wohl hauste eine zweite Kugel durch des Czaren Hut, wohl fielen Tausende seiner braven Soldaten, aber in zwei Stunden war der glänzende Sieg entschieden.

Ueber neuntausend gefallene Feinde bedeckten das Schlachtfeld, hunderttausend Schweden wurden gefangen, darunter viele Offiziere und Generale.

Als die Lepteren dem Czaren vorgeführt wurden, begrüßte er sie, dann ließ er sich ein Glas Wein reichen und trank es auf ihre Gesundheit, auf die Gesundheit seiner Lehrmeister.

Die Nacht brach an, schon loderten wieder in der weiten Runde die Wachtfeuer der Russen, aber die arme Wassilissa hatte noch immer den Geliebten nicht gefunden. Sie irrte auf dem Schlachtfelde umher, blickte jedem Verwundeten in's Gesicht, wendete die Todten um, befragte die Lebenden, — Alles vergebens.

Der Czar saß im freien Felde vor einer Trommel und dictirte seinem Adjutanten, der auf derselben schrieb. Zur Seite brannte ein Feuer, über ihm spannte sich das funkelnde Sternenzelt aus, und ringsum sangen in den blühenden Büschen die Nachtigallen.

Da erblickte Peter der Große plötzlich ein Mädchen, das in einiger Entfernung stand und ihn mit großen Augen anstarrte.

„Was willst Du?“ rief er ihr zu.

„Ich bin die Braut Deines Rekruten, großmächtiger Czar!“

„Wo ist Dein Verlobter?“

„Das frage ich Dich, großer Czar!“

Peter rief Repnin herbei, welcher sich sofort zu Pferde setzte und davon eilte.

Es währte lange, bis er wieder kam, aber er war nicht allein. Neben ihm schritt Apostol, den Kopf verbunden, eine Standarte in der Hand.

„Wer hat dies Feldzeichen genommen?“ fragte der Czar.

„Ich, mit Deiner Erlaubniß,“ erwiderte Apostol.

„Und wer hat Dich über den Kopf gehauen?“

„Ein schwedischer Dragoner,“ gab Apostol zur Antwort, „der hat aber nicht erst um Erlaubniß gefragt.“

Der Czar lachte und dictirte weiter. Dann stand er auf und gab Apostol das Blatt, das noch feucht war.

„Was ist das, gnädigster Czar? Ich kann es nicht lesen.“

„Das ist ein Freibrief für Euch Beide, ein Adelsbrief zu gleicher Zeit und eine Schenkung von Hans und Land!“

Apostol und Wassilissa fielen Peter zu Füßen.

„Und Soldat darf er auch nicht weiter sein?“ fragte das Mädchen, strahlend vor Glück.

„Nein,“ rief Peter, „er ist verabschiedet bis zur großen Heerzucht, die Gott der Herr selbst abhalten wird. Der erste beste Priester soll Euch trauen, heute noch, — und wenn Ihr einen Taufpaten braucht, dann erinnert Euch an mich!“

Nachtrud verboten.

Musik in und außer dem Hause.

Von F. Benefeld.

I.

„Musik ist das Leben, heiter die Kunst,“ sagt ein deutsches Dichterwort, und aus dem Empfindungsbedürfnis desselben heraus hat die Menschheit von Alters her Arbeit und Plage bei Seite geschoben, und der Mühe Lohn in dem das Dasein verkärenden Genuße der Kunst und deren Uebung gesucht. Es wäre wahrlich ein großer Irrthum, zu glauben, die Kunst sei um ihrer selbst willen da. Solchen Gedanken kann nur das in einseitiger Ueberhebung erkaltete Gemüth eines Menschen zu Tage fördern, der sich als Künstler fühlt, ohne auch nur irgend wie mit Recht beanspruchen zu können, es wirklich zu sein. Die Vorsehung hat uns Allen den Sinn und die Empfänglichkeit für das Schöne verliehen, und nur durch die Wechselwirkung des Gebens und Nehmens gedeiht das künstlerische Schaffen zur vollen Entfaltung des Erhabenen und Schönen. Das findet auf jegliche Kunstübung Anwendung, und doch möchte ich glauben, daß in keiner diese Gegenseitigkeit ein so notwendiges Bedürfnis ist, als gerade in der Musik.

Das Gebilde des Malers nimmt in erster Hand den äußeren Sinnesreiz durch das Auge gefangen, ebenso wie das Kunstwerk, welches der Meister des Bildhauers plastisch vor uns hinzubringt. — „doch die Seele spricht nur Polyhymnia aus“. Die Musik eben ist's, die sich ohne Umweg direct an unser Gefühl wendet. Empfinden und Genußen ist Eins bei ihr, und so ist sie die feste Genossin unserer Freuden und Leiden. Das Schlummerlied der Mutter wiegt den Kleinen, aufsprühenden Weltbürger in sanfte Träume, und wenn er am Morgen den lebensfrohen Keuglein öffnet, laßt es von den frischrothen Lippen der jungen Lebensknoße: „Alle Biegel sind schon da“, — Mütterchen hat's ihn gelehrt! „Er, der Herrlichste von Allen“ jubelt es im Herzen der Jungfrau, die von der Schwelle des Vaterhauses in's Leben hinaustritt. „Wohl auf noch getrunken“ braust es im Kreise froher Jecher in überströmendem Lebensmuth. Im Wechsel von Dur und Moll geht es weiter durch das Leben, bis im unerbittlichen, aber verführenden Dur-Accorde das Avo verum dem müden Erdenspilger an der Stätte ewiger Ruhe als letztes Lied erklingt. So ist unser Lebensfaden mit Musik durchwoben von der Wiege bis zum Grabe.

Wir suchen die Musik nicht auf, wie eine Arbeit, wie die Lectüre eines wissenschaftlichen Wertes, um Belehrung zu finden. „Ich kann mir bei der Musik nichts denken“, soll Hebel einmal gesagt haben, und mancher Andere sagt wohl heutzutage ebenso. Sicher werden Sie, meine verehrte Leserin, die Antwort bereit haben: „Das sollen Sie auch nicht, mein Vetter, Sie sollen nicht denken bei der Musik, sondern fühlen und gesehen! Glauben Sie mir, ich als Frau empfinde das ganz besonders.“ Wird man denn nach Anhören eines schönen Musikstückes vernünftiger Weise sagen: „Da habe ich etwas gelernt“, oder: „ich bin überzeugt worden“? O nein. Es heißt: „Es hat mir gefallen, es hat mich erquickt.“ Damit ist auch der Zweck der Musik vollkommen bezeichnet. Natürlich soll nicht behauptet werden, daß die Musik nur freudigen, heiteren Inhalts sei. Keineswegs! Das tragische Ende des Don Juan, der Trauermarsch auf Siegfried's Tod wird von uns als ein hoher Genuß empfunden, etwa mit demselben Gefühl, mit dem wir uns an eigene, erste Erlebnisse und Schreckensstunden zurückerinnern. Die Geister-Chöre im „Pelliel“, die Wollschicht-Musik im „Freischütz“ werden unsere liebenswürdigen Leserrinnen mit ähnlichem Gefühle gesehen, als wenn sie sich im Dämmerstündchen einmal mit Geipenstergeschichten ein wenig angeln, oder wenn sie vom warmen Zimmer in Sturm und Schneegestöber hinausschauen in's Freie. Ist das nicht auch ein Genuß? Frau von Staël's Worte können gewissermaßen als Bejahung dieser Frage gelten. Die geistreiche Frau sagt: „Il ne peut être question dans les jouissances des arts, ni de complaisance, ni d'effort, ni de réflexion, il s'agit là de plaisir et non de raisonnement.“

Es würde hier zu weit führen, wollten wir die Zwecke, Ziele und Grenzen der Musik als Kunst eingehender erörtern. Es handelt sich für uns an dieser Stelle darum: wie fangen wir es an, um den rechten Weg zu finden, der uns zu einem reinen, herzerquickenden Genuße der Musik führt? Wie sollen wir diese Kunst hegen und pflegen?

Wir empfangen naturgemäß die Anregung von außen her, denn der Künstler schafft für die Öffentlichkeit, für alle Welt. Die draußen empfangenen Eindrücke aber für Herz und Gemüth zu verwerten, bleibt dem häuslichen Kreise überlassen, und hier blüht die draußen jeglichem Unwetter ausgefetzte Pflanze zur herrlichsten Farbenpracht auf, wenn sie mit verständnisvoller, geschickter Hand gepflegt wird.

Es ist zweifellos, daß die menschliche Stimme im Gesange zuerst den Reiz der Musik auf die Menschen erprobte, und auf dieser von der Natur selbst gegebenen Grundlage möge man im Kreise der Seinen aufbauen. Selbst das einfachste, schlichteste Kinderlied weckt zuerst im Herzen das Empfinden für Klang, Ton und Rhythmus. Das Lied der Mutter muß somit erster genommen werden, als es meist geschieht; es ist keine bloße Tändelei, und jedes Kind, dem nicht ein neidisches Geschick die Empfänglichkeit für Musik gänzlich vorenthalten hat, wird den Klang treu im Herzen bewahren, sobald er wirklich aus dem reichen Schatze dessen entnommen ist, was wir Volkslied im wahren, edlen Sinne des Wortes nennen. Damit ist zugleich die Grundlage für weitere Ausbildung gegeben. Das im Volke gleichsam von selbst entstandene, aus ihm gewissermaßen emporgewachsene Lied ist nach und nach zur Kunstform erweitert worden und somit die Urform, aus der selbst die größten und complicirtesten musikalischen Kunstwerke hervorgegangen sind. Gerade wir Deutschen haben eine so unermeßliche Zahl von Liedern in endloser Mannigfaltigkeit des Gefühlsausdruckes aufzuweisen, wie wohl keine andere Nation. Nicht einmal ein Wort haben die Fremden für den Begriff Lied, wie es unsere Dichter und Componisten ausgebildet haben. Die Franzosen z. B. empfinden es selber, daß der Begriff chanson denjenigen für unser Lied nicht deckt, und so sagen sie denn, und zwar ziemlich ungeschickt: le lieder. Die deutschen Lieder entspringen unserem Gemüth, — übrigens auch ein Begriff, für den

keine andere Sprache ein entsprechendes Wort hat, — und sind so recht der echte, wahre Ausdruck unseres Fühlens und Empfindens; in ihnen liegt die Grundlage für alle weitere musikalische Entwicklung. Nicht mit lehrhafter Dresse, sondern spielend, von Mund zu Mund, lernt das Kind ein schönes Liedchen nach dem anderen, und bei weiterer Fortentwicklung wird man auch die Geschwister leicht zu zweistimmiger Wiedergabe anregen können. Solche Versuche, wie sie bis jetzt nur hier und da in Kindergärten und sogenannten Spielschulen gemacht worden sind, müssen in den Kreis der Familie übertragen werden. Das eine Gute ist aber doch schon bewirkt worden: daß eine musikalische Literatur für Kinder in's Leben getreten ist. Da haben wir z. B. für den ersten Anfang: Karl von Voeld, op. 2, „Nuben und Mädels“. Siebzehn Lieder aus dem A-B-C für's Haus von D. Pletsch (Culenburg's Verlag, Leipzig). Will man zu zweistimmigen Liedern fortschreiten, so bieten u. A. die in Quedlinburg bei Vieweg in hübscher Ausstattung, mit einem Anhang von Reigen, Tänzen und Spielen versehenen Werkchen von Seibe: „Singsang“ und „Von Fels zum Meere“ treffliche Anleitung. Für einigermassen Fortgeschrittenere brachte der diesjährige Weihnachts-Büchertisch eine überaus schätzbare Gabe für häusliche Musik in L. C. Wolf's „Christfeier“ für zwei Frauen- (Anaben-) Stimmen und eine Männerstimme mit Begleitung des Harmoniums oder des Pianoforte (Leipzig, Gebrüder Reinecke). Es mag hier genügen, auf die Menge des Guten und Brauchbaren nur durch obige Beispiele hinzuweisen.

Halten wir nun aber einmal Umschau, wie im Hause und in der Familie die Musik in allgemein herkömmlicher Weise gepflegt wird. Sobald die Kinder sprechen, laufen und ein klein wenig lesen und schreiben können, muß Papa ein Klavier kaufen, und damit hat er in erster Hand seiner Erziehungspflicht nach dieser Richtung hin genügt. Gleichzeitig schlägt er dadurch zwei Fliegen mit einer Klappe, denn er ist auch seiner Repräsentations-Pflicht, wie sie die heutige moderne Zeit verlangt, nachgekommen. In jedem „anständigen“ Hause muß doch ein Klavier sein! Das ist nicht nur unbedingt Erfordernis für die musikalische Ausbildung der Kinder, sondern nöthig für die Pflege der Kunst im Hause. Betrachten wir uns einmal die Sache etwas genauer mit der Frage: Ist denn wirklich so? Verehrte Leserin! In dem Augenblicke, in dem ich mich durch meine Antwort mit der Allgemeinheit in Widerspruch setze, sehe ich mich nach einem festen Stützpunkte um und finde ihn in Geibel's Worten:

Das ist der Bildung Fluch, darin wir leben,
Daß ihr das Beste untergeht in Vielen,
Mit jedem Elemente will sie spielen
Und magt sich keinem voll dahingugeben.

Das findet auf das Klavier keine unzweideutige Anwendung. Dies Instrument, das vom Erdgeschos bis zur Dachstube hinauf raselt und klappert, wie die Maschine in einer großen Fabrik, ist so recht ein Symbol für die allgemeine Oberflächlichkeit, auf die wir überall stoßen, wo sogenannte Bildung zur Schau getragen wird. Das Klavier kann Vieles, aber nichts ganz und recht. Es repräsentirt den höchsten Triumph der musikalischen Mechanik und hat zudem über alle Mäßen dazu beigetragen, die Musik mechanisch und seelenlos zu gestalten. Das liegt vor Allem darin, daß die überraschende mechanische Fertigkeit, die eine gute Dressur auf dem Klavier zu erzielen vermag, blendet. Durch die geisttödtenden Fingerübungen aber gehen Geist und Gemüth für die Musik verloren. Ueber die Literatur für das Klavier, wie sie sich zur Zeit darbietet, äußert sich mein hochverehrter Freund Leopold Carl Wolf an anderer Stelle so treffend, daß ich nichts Besseres weiß, als ihn hier wörtlich zu wiederholen. Er sagt mit Hindeutung auf das Klavier als „unverletztes Instrument der Gegenwart“: „Jede Gattung, von der leichtesten bis zur nobelsten, wird gepflegt von den Componisten. Kein Wunder, wenn bei einem Durcheinander von Gutem und Schlechem der interessirte Spieler ein neu erschienenes Werk nur nach dem Autoren-Namen prüft, und klingt ihm der nicht gut, das Heft ungepielt bei Seite legt.“

Es geht daraus hervor, wie schwierig es schon für den Sachverständigen wird, das Rechte herauszufinden, — wie viel mehr für den Laien! Hier kann nur ein erfahrener, wirklich musikalisch gebildeter Lehrer helfen. Ein solcher wird von vornherein jene oben erwähnte, äußerlich blendende mechanische Fertigkeit nur insofern zu erzielen suchen, als sie unbedingt nöthig ist. Dadurch wird auch alles Das von dem zu Spielenden ausgeschlossen werden, welches der verblüffenden Finger-, Hand- und Arm-Gymnastik, also mehr dem modernen Virtuositenthum Vorhub leistet. So wird man zunächst auf die älteren Werke unserer großen Meister zurückgewiesen. Weber, Mendelssohn u. A. waren bedeutende Klavierspieler, haben aber nie den Anspruch erhoben, als Virtuosen glänzen zu wollen, und in diesem Sinne schrieben sie ihre Werke. Ich möchte nun nicht den Zweifel wachrufen, als ob ich das Klavier aus dem Hause werfen wolle. Ich will nur warnen, dasselbe zum einzigen musikalischen Unterrichts-Gegenstande zu machen. Sieht man von der übertriebenen Pflege der mechanischen Technik ab, so wird Zeit gewonnen, auf der eben in zarterem Alter gewonnenen Grundlage die Kinder zu lehren, was Musik ist und sein soll. Im Kreise der Familie bestrebe man sich, daß Jeder von seiner Stimme oder von irgend einem Instrument Gebrauch machen kann. Wenn man sich lediglich auf das Klavier beschränkt, so wird der Sinn für einfache, getragene Melodie und deren Gefühlsausdruck allmählich verloren gehen, weil das Klavier für diesen Fall uns gänzlich im Stich läßt. Würde man nicht aus jedem Kinde möglichst einen Klavier-Virtuosen machen wollen, sondern mit bescheidenen Ansprüchen an die Kunst herantreten, so würden die Meisten mit mehr Lust und Liebe bei der Sache sein, die ihnen jetzt durch geisttödtende Uebungen verleidet wird. Man wird sich dadurch wieder mehr auf die anspruchsloseren, aber inhaltsvolleren Werke unserer älteren Meister hingewiesen sehen, und so sich angeregt fühlen, im häuslichen Kreise den Streich-Instrumenten erhöhte Pflege angedeihen zu lassen. Bei nicht allzu großen Ansprüchen bietet solche Hausmusik tausendmal mehr Genuß, als alle einseitige Graden- und Impromptu-Klimperci auf dem Pianoforte. Dieses aber wird als ein wichtiger Mittelpunkt in dem gemeinschaftlichen musikalischen Wirken seinem Spieler reiche Entschädigung bieten, auch dann, wenn er nicht alle technischen Saltomortales der modernen Virtuosität inne hat, denn statt mit solchen seine Zeit auszufüllen, hat er sich, richtig geleitet, in Geist und Wesen der Musik hingefunden, weil er versteht, was er spielt. Und im Verhältniß allein liegt der wahre Genuß. Die Freude aber, ein möglichst schwieriges Stück spielen zu können, möchte ich gleichstellen mit der Genugthuung, die der Turner oder Akrobat empfindet, wenn ihm eine halsbrecherische Uebung gelungen ist.



Nachdruck verboten.

Junggefallen-Leiden. Von C. Goldmann. Siehe die Ab- bildung, Seite 17. — Das kommt davon, wenn man die Jugend- zeit vorüberstreichen läßt, ohne sich nach einem warmen und mit- fühlenden Herzen umzusehen! Sehen Sie, das kommt davon, mein lieber Herr Registrar! Warum haben Sie damals die Grete Bergemann nicht zum Altar geführt, trotzdem Sie wußten, daß sie Ihnen gut war? Da sprachen allerhand egoistische Gründe dagegen, — da wurde überlegt und überlegt, bis sich's auch Fräu- lein Grete noch einmal überlegte und ihre niedliche kleine Hand statt Ihnen dem reichen Bäckermeister am Rathhaus reichte! Die Grete ist so glücklich geworden wie sie es verdient hat, und Sie, Herr Registrar? . . . Schauen Sie sich nur einmal Ihren bluten- den Finger an, — so etwas passiert nicht, wenn man eine emsig schaltende Hausfrau zur Seite hat! Nun ist's natürlich zu spät, — oder nicht? Sie schütteln den Kopf, — ei, ei, Herr Registrar, sollte der Radelstich grünende Johannistriebe in Ihrem Herzen erwecken?! —

Abend an der See. Von Smith-Hald. Siehe die Ab- bildung, Seite 21. — Es geht nichts über die Abendstimmung am Meeresstrande, wenn die Sonne bereits unter dem Horizont ver- schwunden ist, und ein matter, dastiger Nebel über dem graublauen Wasser wogt. Mit seltener Virtuosität hat der Maler dieses Zur- Ruhe-Gehen der Natur veranschaulicht, in das freilich noch immer das Hasten und Treiben der Menschheit in ihrer rastlosen Arbeit- samkeit hineinlingt.



Nachdruck verboten.

Eine „Wohlthätigkeits“-Plauderei. — Es ist Ende Januar, und in einem kleinen Fache meines Schreibtisches befindet sich bereits ein ganz stattliches Archiv von gedruckten und ge- schriebenen Akten, die sämmtlich auf die verschiedenartigsten „Wohlthätigkeits“-Unternehmungen Bezug haben: Lose, „La- winen“-Sendschreiben, diese raffinierteste Veranstaltung, Einla- dungen zu Bazarren, Concerten und Vorlesungen . . .

Das geht natürlich nicht mir allein so. Berlin hat seine „Wohlthätigkeits-Saison“, wie es seine Theater-, Ball- oder Ausstellungs-Saison hat; böse, hartherzige Menschen reden so- gar von einem „Wohlthätigkeits-Sport“, von Uebertreibung, Mißgriffen, von „Landplagen“, aber von allen Sports ist dieser doch wohl der erfreulichste, und — lieber des Guten zuviel als zu wenig, lieber einmal ein Mißgriff, als — Gleichgiltig- keit!

„Schon wieder ein Bazar!“ hucht es von manchen Lippen wohl im ersten Augenblicke, wenn abermals so ein verdächtiges, sich schon im Keuschen verrathendes Aktenstück erschient. Man wird fast ein wenig ärgerlich, — es ist auch zu viel, was von solch' armer Frau verlangt wird! Aber die Berlinerin, — die acclimatirte, wie die „geborene“, — hat Nerven ganz eigener Art! Natürlich schlechte, vermöge deren sie jedoch all das hören, sehen, lesen und münaden kann, was man gehört, ge- sehen, gelesen und mitgemacht haben muß, wenn man nicht bloß „verstehen“ will, was „Kunze Männer sprechen“, sondern tapfer sich am „Streite der Klugen“ betheiligen, betraße er nun wissenschaftliche, künstlerische oder was immer für Dinge zwi- schen Himmel und Erde! Kein Wunder also, wenn eine neue Nummer des Programms zuerst etwas mißtrauisch begrüßt wird!

Diesmal handelt es sich freilich um etwas ganz Besonderes, — um einen Bazar, der unter Allerhöchstem Protectorat steht und bei dem sich die ganze Hof-Gesellschaft betheiligt hat! Es ist ein Drängen, Schieben, Wühlen und Handeln, daß die feinen aristokratischen Finger, die mit der „Branche“ doch noch nicht so ganz vertraut sind, alle Noth haben, die kaus- lustigen Kunden zu „bedienen“. Man schlägt gemeinlich den Bazardienst der thätigen Nächstenliebe nicht allzu hoch an und meint, die Damen thäten es zuweilen zu ihrem — Vergnügen. Ich aber muß gestehen, daß ich allen Respekt habe vor der Opferfreudigkeit, die immerhin dazu gehört, stundenlang hinter dem Verkaufstische zu stehen, durch persönliche Liebenswürdigkeit aufzuwiegen, was der „Ware“ an anziehen- den Vorzügen mangelt, an fremde Menschen die gewinnendsten Lächeln, das besonnenste Entgegenkommen zu wenden, oft zu — verschwenden und mit unverändert freundlicher Miene die oft recht unterfrostene Ausrüstung neugieriger Blicke auszuhalten. Wie die große Menge nun einmal ist, gewährt es ihr stets ein ganz eigenartig prickelndes Vergnügen, sich in einer Gesell- schaftssphäre, die ihr sonst, als über der ihren stehend, ver- schlossen ist, zu bewegen und Persönlichkeiten, die sie bisher nur dem Namen nach oder aus respectvoller Entfernung ge- kannt, in gemüthlicher Nähe beobachten zu können!

Wie viel vornehme Erscheinungen, wie viel bekannte Ge- sichter! Rechts vom Eingange grüßt uns aus seinem wunder- baren natürlichen Rahmen glänzend weißer Locken das jugend- lich frische, eigenartige Gesicht einer bekannten Dichterin, in der sich geniales Künstlerthum mit dem liebenswürdigsten Menschen- thum zu einem bezaubernden Ganzen vereinen. Ihr gegen- über waltet die junge Erbprinzess von F., als anmuthige Gärt- uerin, unterstützt von der schönen Gräfin V., und nicht weit davon hat Frau von B.-G. sich unter einem mächtigen japa- nischen Schirm etablirt. Sie ist eben eifrig dabei, einem jun- gen Herrn von der japanischen Gesandtschaft die Vorzüge eines — Näh-Necessaires, das in sinnreicher Weise Scheren, Finger- hut und alles sonst Nöthige in Gestalt eines — Snomens ver- eint, aus einander zu legen. Die Japaner sind bekanntlich ganz außerordentlich galante Cavaliere, und so erstreckt denn der junge Diplomat das „originelle“ kunstgewerbliche Product und wird sofort an einen nächsten Tisch gelost.

Um vier Uhr muß „ausverkauft“ sein, dann schließen sich die gastlichen Räume und in kurzer Zeit herrscht darin wieder die gewohnte, feierliche Stille, — bis sie nächstes Jahr sich hoffentlich dem gleichen Zwecke wieder freundlich öffnen werden.

Ein ganz anderes Gepräge trug der vor einiger Zeit im großen Saale unseres vornehmsten Kunst-Instituts abgehaltene Wohlthätigkeits-Bazar. Auch hier hatte man sich nicht mit dem traditionellen Vergange begnügt, sondern neue Hilfsstruppen ge- worden, und diese, im Verein mit den alten, thaten glänzend ihre Schuldigkeit: Bazar mit Abendunterhaltung! Wohlthätigkeits- Concert mit Bazar! Berühmte Künstler hören zu können für verhältnismäßig geringes Entree, der Anblick reizender Arrange- ments von Buden und Zelten mit ihren noch reizenderen Verkäuferinnen, an kristall- und silberfunkelnden Tischen ein Jubel- servirt von „weiblicher Bedienung“ im edelsten Sinne des Wortes und — zu verständigen Preisen, der Reiz, in einem vornehmen und interessanten Kreise sich zu bewegen, wie in einer geladenen Gesellschaft, — dies Alles führte ein Publikum zusammen, wie es zahlreicher, animirter und deshalb — ge- bulstiger nicht gewünscht werden könnte! Das Ganze hatte den intimen Charakter einer Privat-Festlichkeit und das verlieh ihm einen eigenen Reiz. Frau von R. erredete den Thee mit einer Liebenswürdigkeit, als ob sie die Honneurs ihres eigenen Hauses machte, und die musikalischen Vorträge wirkten, bei aller Vortrefflichkeit des Gebotenen, nur wie eine impro- visirte Unerbrechung des heiter gefelligen Treibens.

Man hat angefangen, die „Bazare“ zu fürchten, denn dem Sturm, welchem man da oft ausgesetzt ist, können selbst die wohlthätigsten Gemüther und gefülltesten Börsen nicht immer Stand halten; — hier aber war nichts von einer lästigen Aufdringlichkeit, sondern nur vornehme Zuorkommen- heit, die tactvoll jedes „Zu viel“ in der Bethätigung ihres Eifers zu Gunsten des guten Zweckes vermied, und das sei ganz besonders zur Nachahmung empfohlen.

Schon sehr viel ernsthafter als die Bazare mit oder ohne Concert treten die aus England hier eingeführten „Thee- Abende“ für die Sache ein, der sie dienen. Man trinkt Thee, ißt Kuchen und Bunsenbrot zum Besten von Kinder-Bewahr- anstalten, von Krankenhäusern, gemeinnützlichen Vereinen x. Wer sich davon keine rechte Vorstellung machen kann, der folge mir in den herrlichen, neugeschaffenen Saal eines ele- ganten Concerthauses, der kürzlich eine solche Gesellschaft ver- sammelt hat.

Eine Karte, die uns von irgend einem Bekannten zuge- schickt worden war, und für welche wir ihm sechzig Pfennig schulden, berechtigt zum Eintritt. Den ganzen weiten Raum füllen weißgedeckte, kreuz und quer aufgestellte Tafeln, sodas nur der nöthigste Platz zum Circuliren bleibt. Bald war der zwölfhundert Personen fassende Saal gefüllt, vorherrschend mit Damen, — dazwischen hier und dort ein schwarzer Rod oder eine Uniform. Man plaudert, begrüßt Bekannte, — selbst Handarbeiten werden sichtbar! — Jeder Tisch bildet eine kleine Gesellschaft für sich, bis der gemeinsame Gesang eines Liedes den offiziellen Theil der Zusammenkunft einleitet. Der Präsident des Vereins begrüßt die Anwesenden, legt Rechenschaft ab über den Stand der Vereins-Angelegenheiten und erläutert für die Fremden Zweck und Ziel derselben, um ihr dauerndes Interesse dafür zu gewinnen. Es handelt sich um „Kinderbewahr-Anstalten“, — darum, Müttern, die von Morgens bis Abends dem Broterwerbe nachgehen müssen, die Sorge für ihre noch nicht schulpflichtigen Kleinen abzunehmen, um die Weiterführung und Neugründung von Schulen, in welchen die Kinder von zwei Jahren an den ganzen Tag über verpflegt werden.

Eine solche Schule aus dem fernen Osten Berlins, — jener Gegend, welche mancher „Westender“ nur vom Hörensagen kennt, erscheint denn auch mit ihren beiden Lehrerinnen, oder besser, — Pflegerinnen: einer Pastoren-Witwe und ihrer Tochter.

Ein freundliches, rührendes Bild! Die kleine Gesellschaft, — Bublein und Mägdelein, — prangt in ihrem festlichen Staate, in ihrem schönsten: dem rothen Baden, dicker Kermdchen, stram- mer Waden! Es ist eine Freude, sie zu sehen und zu hören: ihre kindlichen Productionen, ihre munteren Spiele, ihren frischen Gesang! In der Schulstube an der Weissenburger Straße mag es wohl nicht immer so manierlich hergehen, nicht immer werden die Haare so glatt, die Schürzen, Höschen und — Näschen so sauber erscheinen, und es muß kein leichter Beruf sein für die beiden Frauen, die wie zwei stille gute Engel die kleine Schar begleiten, sie mit lesem Wink und Wort regieren, — an diesem Abende wenigstens! Aber man braucht nur an die Verwahrlosung zu denken, welcher die Kin- der der Armuth gerade in den jüngsten Jahren oft ausgesetzt sind, an den nie wieder gut zu machenden Schaden, den Körper und Seele nehmen, wenn alle Pflege fehlt, um den ganzen Segen solcher Anstalten zu begreifen! Sind die Eindrücke der frühesten Jugend doch meist maßgebend für das ganze spätere Leben: sie können zum Segen oder zum — Fluche werden.

Die „Collecte“ während der Theepause, in welcher sich der ungewohnten heitere Ton einer gefelligen Vereinigung entwickelt, ist selbstverständlich, und, da die kleinste Gabe willkommen ist, braucht sie uns nicht zu erschrecken!

So tritt die „Wohlthätigkeit“ in den verschiedensten Ge- stalten an uns heran. Immer neue Wege sucht sie, das „Geben“ in lebenswürdige, das „Nehmen“ in angenehme For- men zu kleiden, etwas zu bieten, indem sie nimmt und sich die Herzen und — Börren auf allerlei listigen Umwegen zu erschließen. Diese Bestrebungen sind zu einem wichtigen Factor des hauptstädtischen Lebens geworden, denn, giebt es schon Noth und Elend neben Reichtum und Ueberfluß überall da, wo Menschen in einem Gemeinwesen zusammen wohnen, so werden diese grausamen Gegensätze doch am schärf- sten fühlbar in der großen Stadt. Man braucht nicht selbst darunter zu leiden, sondern nur mit offenen Augen durch's Leben zu gehen, um zu begreifen, daß Bitterkeit und trostiges Aufschreien gegen alles Bestehende schließlich das gefährliche Erbtheil des Elendes werden.

Dem Manne, der mit harter Arbeit kaum so viel verdient, um mit Weib und Kind in einem dumpfen Kellerraum die lärglichste Existenz zu fristen, — ist mit der philosophischen Weisheit von dem höheren Ausgleich aller Erdengüter schlecht gedient; — er glaubt nicht an das Evangelium, daß die „Reichen“ auch ihre Sorgen, ihren Kummer und ihre Plage haben, die oft gar noch schlimmer sind, als die feinen! — er hält sich an das Positive und bleibt dabei, daß die „Sorge“, mit der man spazieren fährt, in prächtigen Villen wohnt, und hinter hell erleuchteten Fenstern Feste giebt, um ein Beden- tendes angenehmer sei, als — Hunger und Kälte! Aber ist die Armuth nun einmal ein unausstülpbarer Kluch des Mensch- thums, kann man sie nicht aus der Welt schaffen, so läßt sie sich doch lindern und — verjöhnen. Dieser Pflicht ist sich der Reichtum in unserer Zeit fühlbarer denn je bewußt geworden; aus der willkürlich zerplitterten Armenverpflegung hat sich immer

mehr die systematisch organisirte Wohlthätigkeit heraus gebildet, und — Frauen vor Allem sind es, die sich ihrer werththätig fördernd angenommen, die an dem großen socialen Aus- gleichungs-Prozesse ernsthaft mitarbeiten, indem sie ihre freie Zeit und ihre Kraft, statt irgend einem zwecklosen Dilettantis- mus der edelsten „Frauen-Kunst“, — der Sorge für Andere widmen!

Toni Gröffe.

Kleine Rathschläge für die Küche. — Chutney. — 1/2 Kilo angefeuchteter Zucker, 1/2 Kilo englisches Salz (das bekanntlich sehr schwach salzt; bei deutschem Salze muß man knapper messen), 125 Gr. Knoblauch, 125 Gr. Zwiebeln, 375 Gr. pulverisirter getrockneter Ingwer, 125 Gr. spanische Pfeffer-Schoten, 375 Gr. Senfkörner, 375 Gr. Sultana-Rosinen, 2 Flaschen guter Wein- essig, 30 große, nicht ganz reife Kefel.

Der Zucker wird mit Wasser gelocht, Knoblauch, Zwiebeln und Ingwer werden im Mörser feingestochen, die Senfkörner in kaltem Essig gewaschen und in der Sonne getrocknet. Die Kefel werden geschält, ausgekernt, zerhackt und in 1 1/2 Flaschen Essig weich, fast zu Mus gelocht. Wenn sie kalt sind, vermische man sie mit den anderen Ingredienzen (den spanischen Pfeffer feingehackten), und thue den Rest des Essigs dazu, rühre Alles tüchtig durch ein- ander und verwahre es wie Eingemachtes.

Es erübrigt, nochmals ausdrücklich hervorzuheben, daß von sämmtlichen Zuthaten nur Zucker, Wasser, Kefel und Essig mit dem Kochofen Bekanntschaft machen dürfen.

Durchgeriebene Kalbfleischsuppe (Kalbsputen-Suppe). — Zerbes Kalbfleisch aus der Keule kocht man mit Selleriewurzel eine halbe Stunde. Dann nimmt man es aus der Brühe, wiegt es recht fein und thut es mit Feilsemmel, von der man zuvor die Rinde abschneidet, wieder in die Brühe hinein. Wenn dieses zusammen gehörig durchgelocht ist, schlägt man es durch ein nicht zu grobes Sieb, zieht es mit geschwigtom feinen Mehle ab, kocht es noch einmal auf und rührt dann Eidotter und Rahm, die zusammen gequirt wurden, daran; kochen darf es mit leichten nicht mehr. Zwei Kilo Kalbfleisch, für 10 Pf. Semmel, drei Eidotter und eine Tasse süßen Rahm ist für eine Terrine, die sechzehn Teller faßt, genügend. Als Gewürz dazu paßt am besten eine Muscatblüthe. — Wenn man noch Hühnerfleisch ein filet geschnitten, hineinthat, so wird die Suppe dadurch verbessert.

Curry mit Reis (ostindisches Gericht). — Geflügel (Hühner oder Tauben am besten, sonst Kalbfleisch) wird mit Butter und Wasser gedämpft und fein geschnitten. Mehl, in viel Butter ge- schwigt, wird mit einem knappen Schöpfel Curry-Pulver, einem fein geriebenen Apfel, einer Messerspitze geriebener Zwiebel, einer halben Oberstufe süßer Sahne mit obiger Butterbrühe verlost und über das Fleisch gegossen. Der Reis, der im Verhältniß zur Fleischschüssel reichlich sein muß, darf, wenn man sich streng nach dem Original richten will, nur in Dampf gequollen werden; doch wird im Allgemeinen ein deutscher Gaumen ihn in Bouillon ge- kocht vorziehen. Weides, Fleisch und Reis, wird in tiefen Ge- müseschüsseln angerichtet und nach dem Braten gegeben. Man stellt Dessert-Teller dazu hin, sowie Dessert-Gabeln und -Löffel (eine Messer, das Fleisch muß klein genug geschnitten sein). Die Essenden nehmen die Gabel in die eine, den Löffel in die andere Hand und rühren Fleisch, Reis und Saucen auf dem Teller gründ- lich durch einander.

Für Anfänger in der edlen Kunst des Curry-Essens empfiehlt sich ein etwas geringeres Quantum des wohlgeschmeckenden, aber sehr scharfen Pulvers, das in allen größeren Delicatessen-Handlungen zu haben ist. Ein Päckchen zu 60 Pf. reicht etwa zu zwölf Gerichten aus. Das Pulver bewahre man in einer verschlossenen Glasbüchse, weil es sonst an Aroma einbüßt. C. G. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Glasbilder. — Ich habe einige Glasbilder für die Laterna magica mit Anilin-Lackfarbe colorirt, bin aber mit dem Erfolg nicht sehr zufrieden. Kann mir eine freundliche Leserin einen Rath in Bezug auf die Behandlung der Farben geben?

Elise R. in R.

Unangenehmer Fischgeschmack. — Manche Fische haben einen unangenehmen moorigen Geschmack, den ich trotz aller Zuthaten nicht beseitigen konnte. Vielleicht weiß eine erfahrene Hausfrau für solche Fälle Rath. Anna G. in Wiesbaden.

Ritt für Bernstein. — Läßt sich eine Cigarrenspitze aus Bern- stein gut und dauerhaft fitten? F. G. in Halle.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Verwendung von Gratulations-Karten (S). — Aus derartigen Karten läßt sich, wie eine große Anzahl liebenswürdiger Leserinnen einstimmig mittheilt, ein sehr hübscher Wandschmuck herstellen, indem man sie schuppenartig auf ein entsprechend zugeschnittenes dünnes Brett oder Pappe nagelt, sodas die Reißnägel, welche sich am besten zu diesem Zwecke eignen, immer wieder von den nächst- folgenden Karten bedeckt werden. Ueber die oberste Reihe der Karten nagelt man hierauf ein etwa vier Centimeter breites Atlas- band und hängt das Brettchen dann als Wandschmuck auf, wobei der zum Aufhängen verwandte Nagel durch eine Bandrollette ver- deckt wird. Die Anordnung der einzelnen Karten muß natürlich dem persönlichen Geschmack überlassen bleiben; auch die Form des Brettchens kann eine verschiedene sein; — sehr hübsch läßt sich z. B. auch die Fächerform zu diesem Zweck verwerthen. — Eine andere, ebenfalls sinnige Art der Verwendung wird von Fräulein V. R. in Berlin mitgetheilt: Dieselbe empfiehlt ein Holz-Tablett zu kaufen, von dem sich der Boden abhrauben läßt. Nachdem man die Karten auf diesem Boden so hübsch wie möglich arrangirt hat, werden sie festgelebt, dann läßt man vom Glaser eine Glasplatte darüber legen und schraubt nun das Tablett wieder zusammen. Auf diese Weise läßt sich mit geringer Mühe ein reizendes Ge- schenk anfertigen. Viele Leserinnen.

Einlaufen wollener Wäsche (XVII, 176). — Im Laufe der Jahre habe ich in meinem Haushalte die verschiedensten Wasch- mittel angewendet und die Reinigung der wollenen Zeuge mit kaltem, heißem und lauwarmem Wasser versucht. Nach meiner Er- fahrung hat sich die von Professor Jäger gegebene Anleitung vorzüglich bewährt, sodas ich sie Ihnen für alle wollenen Stoffe,

TALISMAN.

Aus dem West-östlichen Divan von Goethe.

Canone a 4 voci uguali* in modo quasi orientale.

H. DORN.

Tempo moderato.

Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und südli-ches Ge-län-de ruht im Frieden

Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und südli-

Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der

Got-tes ist der

ff *tr* *sempre piano*

sei-ner Hän-de. Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frie-den

ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hän-de. Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-

Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hän-de. Got-tes ist der O-ri-ent! Got-tes ist der

O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frie-den sei-ner Hän-de. Got-tes ist der

sei-ner Hände.

ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hände.

Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hände.

O-ri-ent! Got-tes ist der Oc-ci-dent! Nord und süd-li-ches Ge-län-de ruht im Frieden sei-ner Hände.

ff *tr*

* Für gleiche Stimmen (nur Frauen oder nur Männer) also nicht für gemischten Chorgesang.

gewebe wie gestricke, bestens empfehlen kann. Man macht ein gutes Seifenwasser (auf einen Eimer rechne ich etwa 100 Gramm Kernseife) und legt die zu waschenden Gegenstände in das warme Seifenbad, das eine Temperatur von 30-34° R. haben muß. Gut zugedeckt läßt man das Zeug eine halbe Stunde ruhig liegen, damit die Wärme zusammengehalten wird, und der Schmutz sich löst; dann erst streicht und staucht man die Wäsche tüchtig durch; doch muß ein Reiben unbedingt vermieden werden, weil alle wollenen Stoffe danach filzen. Mit dem Stauchen fährt man so lange fort, bis das Seifenbad schäumt, ein Zeichen, daß die Seife den Schmutz gelöst hat. Sehr fettige und unreine Stellen bespreiche ich mit Seife undbürste sie mit einer weichen Bürste,

immer in gleichem Strich, nicht hin und her fahrend. Meist genügt ein einmaliges Bad zur Reinigung der Wäsche, anderenfalls muß man das Verfahren nochmals wiederholen. Das ebenso warme zweite Seifenbad kann etwas schwächer sein. Nachdem das Zeug abermals eingeweicht und dann gestaucht ist, wird es in reinem, lauwarmem Wasser ausgespült, aber nicht gewrungen, sondern nur leicht ausgestrichen. Hausfrau in der Altmark.

Seidenrestchen (XVII, 88). — Aus alten und neuen Rappchen von Seidenstoff lassen sich sehr dauerhafte Decken herstellen, die sich durch Feinheit und Weichheit auszeichnen und deshalb besonders für das Bett und die Chaiselongue, wie für die Reise geeignet sind. Ein großer Vorzug dieser seidenen Decken besteht darin,

daß sie im Winter bedeutend wärmer, im Sommer aber leichter und kühler sind, als Decken aus anderem Material. Die Seidenteppich-Weberei von Anton Herrmann in Donaunörtl ist in Deutschland die einzige, die derartige Decken fertigt. Die Länge der gepupften Fäden, nach Belieben gemischt oder nach Farben geordnet, muß 3-6 Cent. betragen. Wenn Sie die Nähe des Auspupfens sparen wollen, so können Sie die Abfallstückchen auch ungepupft einfinden, doch wird dann für das Pupfen von Seidenfäden 1,20 Mark für $\frac{1}{2}$ Kilo berechnet. Daraus erhalten Sie eine Decke von 1 Meter Länge und 1 Meter Breite, deren Herstellungskosten 7 Mark betragen. Bei größerer Breite stellen sich die Preise entsprechend höher. R. v. P. in Regensburg.